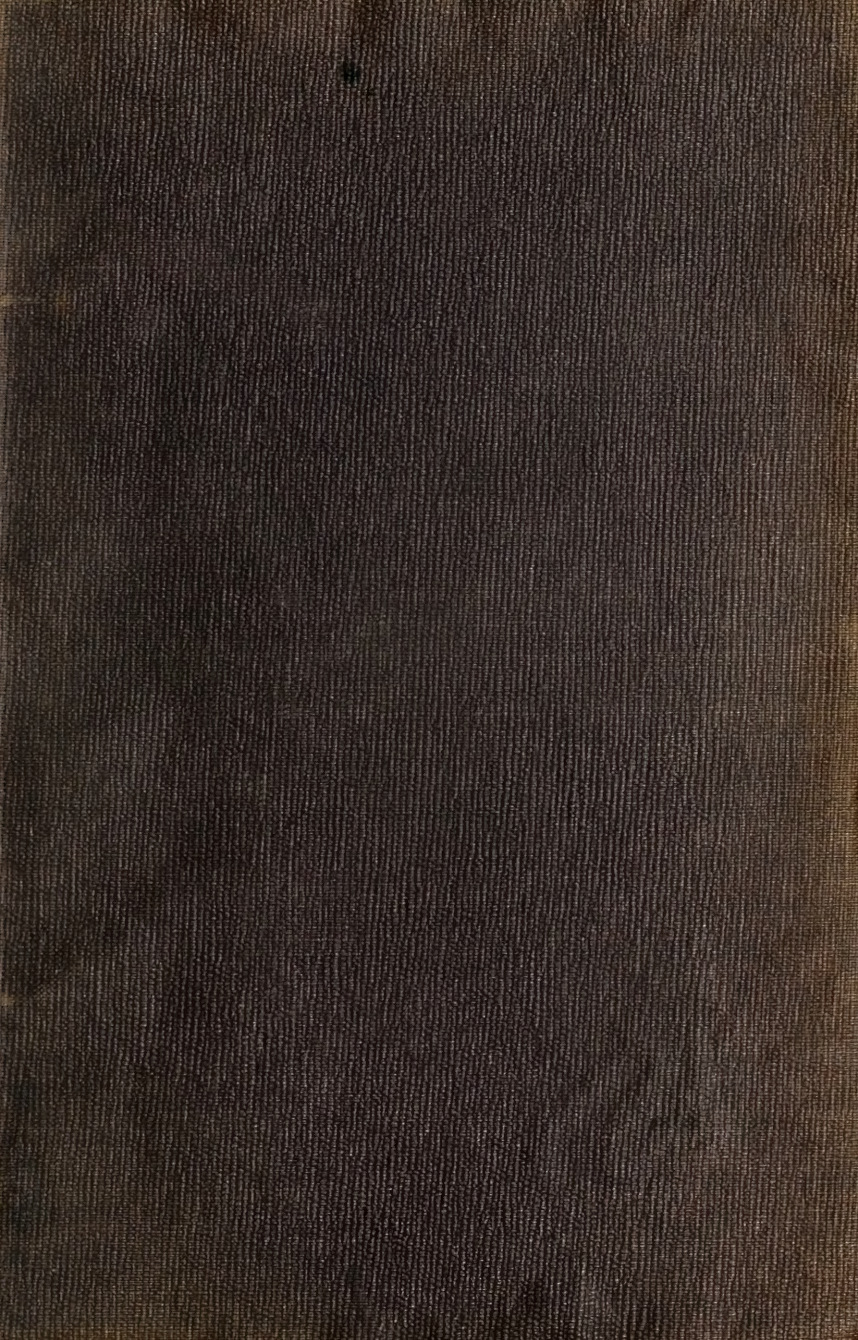






Beethoven.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Inhalt.

Zweiter Theil.

Die goldene Zeit.

(Beethoven's Jünglingsalter.)

Erste Abtheilung: Jugendträume.

Zweite Abtheilung: Jugendthaten.

II.

Die goldene Zeit.

(Beethoven's Jünglingsalter.)



Des zweiten Theiles erste Abtheilung:

Jugendträume.



Ein Carneval.

Der große Marmorsaal des Schlosses zu Poppelsdorf mit allen anstoßenden Gemächern strahlte in feenhafter Pracht: denn Maximilian Franz, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, des heiligen römischen Reiches Churfürst zu Cöln, gab heute — zur Feier des Carnevals — ein glänzendes Fest.

Und wahrlich! Graf von Waldenfels hatte es verstanden, im Vereine mit mehreren Künstlern und dem Churfürstlichen Tanzmeister Habich, etwas Großartiges, wahrhaft künstlerisch Schönes zu schaffen.

Schon bei dem ersten Blick in den Marmorsaal fühlte sich jeder Theilnehmende durch die Pracht der Decoration auf das Lebhafteste überrascht.

Mächtige Palmen, den churfürstlichen Gewächshäusern entnommen, strebten bis zu der Decke des Saales empor, und versetzten schon allein jede reizbare

Phantasie in die Paradiesesgärten südlicher Zonen. Von den Galerien hingen geschmackvolle Draperien in leichtem Faltenwurfe herab, und zwischen den doppelten Reihen der Säulen, die für heute die improvisirten Galerien trugen, und von welchen jede einzelne mit reichen Guirlanden umwunden war, prangten große, buntfarbige erleuchtete Ballons. Dabei strömten die fünf riesigen Glaslüster — im Geschmacke jener Zeit aus unzähligen Prismas, Gehängen und vielseitig geschliffenen Glasstücken bestehend — ein wahres Meer des Lichtes aus, das sich in den tausend und abertausend Flächen in allen Farben brach.

Den reizendsten Anblick bot indeß eine Rotonde dar, zu deren beiden Seiten den Gästen liebliche, von duftenden Gesträuchen beschattete Verandas winkten, aus deren Laub- und Blumenfülle Melonen und andere Früchte des Südens verführerisch hervorblinkten. Im Hintergrunde zeigte sich in vortrefflicher Malerei der Golf von Neapel in hellem Lichte strahlend. Die herrliche Stadt, vom Vesuve und dem Schlosse San Elmo begränzt, übte eine wahrhaft magische Wirkung. Den Eindruck des Ganzen aber erhöhte das lebendige Farbenspiel der dichtgedrängten Menge.

„Wunderschön! in der That wunderschön!" — sagte in diesem Augenblicke die weiche melodische Stimme eines eleganten weiblichen Domines, dessen himmelblau-seidenes Gewand von reichen geschmack-

vollen Silberstickereien blitzte, während den schönen, weißen Hals ein kostbarer Perlenschmuck umschlang, dessen kunstvolles, ein Blumenbouquet vorstellendes, Diamantschloß sich wie in seeliger Trunkenheit auf dem vollen reizenden Busen wiegte.

„Wunderschön!“ — wiederholte der Domino jetzt noch einmal, einen Blick aus der Rotonde auf das Ganze werfend. — „Ich muß gestehen, daß ich selbst in Wien nichts Geschmackvolleres und Schöneres gesehen habe.“

Diese Worte waren an eine andere weibliche Maske gerichtet, deren rosaseidener Domino sich indessen durch Einfachheit auszeichnete, und an deren Arm die himmelblaue Maske hing.

„Das kann ich kaum glauben!“ — sagte jetzt die Einfachere der Beiden. — „Du Glückliche hast doch gewiß so manchen Hoffesten beigewohnt.“

„Versteht sich von selbst!“ — entgegnete jene — „der Rang meines Mannes hat mir dort, wenigstens bei solchen Festen, wie das heutige, den Zutritt verschafft; obgleich ich ja, wie Du weißt, durch die Geburt nicht hoffähig bin.“

„Und Du ziehst doch unser Fest jenen des Wiener Hofes vor?“

„Was das Arrangement und das Geschmackvolle der Decoration betrifft . . . . unbedingt, wenn sich dort auch eine größere Pracht entfaltet. Und dann . . .“

„Nun?"

„Um wie viel leichter und gefälliger bewegt man sich hier, als am Hofe zu Wien. O meine Rheinlande .... es ist doch gar schön hier."

„So hast Du uns und die Heimath also doch nicht ganz vergessen? Das ist brav von Dir!"

„Wäre ich sonst hierher gekommen? Mein Mann wollte mich lange nicht reisen lassen; aber endlich sah er ein, daß mir das Heimweh fast das Herz abstieß, und so willigte er in einen kurzen Besuch bei den Eltern."

„Und wie werden sich diese gefreut haben, ihre liebe Tochter nach drei Jahren wiederzusehen."

„Sie waren überglücklich, — und wahrlich, es hat mir Mühe genug gekostet, mich von ihnen auf wenige Tage loszureißen, um doch auch Euch, Ihr Lieben, aufzusuchen."

„Wofür wir Dir den innigsten, herzlichsten Dank wissen; Du warst immer ein Stückchen von dem Herzen meiner guten Mutter."

„Wie sie mir eine zweite Mutter war. Ich glaube es gibt wenige so vortreffliche Frauen."

„O sicher! Was danken wir ihr nicht Alle."

„Und wie sie sich jung zu erhalten weiß, und immer, wie die liebe Sonne, Leben und Freude um sich verbreitet. Ach, liebe Eleonore, ich vergesse den jugendlich-muthwilligen und ungezwungenen fröhlichen

Ton nie, der stets in Euerem Hause geherrscht hat und unser aller Element war. Wie glücklich waren wir damals."

„Gedenkst Du noch des Zuges nach Karpen, den wir Alle in der Vacanz meiner Brüder unternahmen?"

„Gewiß; gewiß! Ich sprach erst vorhin mit Christoph darüber. Er schwärmte bei der Erinnerung!"

„Die für ihn eine schöne und zugleich eine schmerzliche ist."

„Still Eleonore!"

„Er hat Dich wirklich gerne gehabt. Wir bemerkten es erst, als Du uns, gleich nach der Verlobung mit Deinem jetzigen Manne, mit Deinen Eltern verlassen hattest. Aber ein Gutes führte diese Prüfung für Christoph doch im Gefolge."

„Und das wäre?"

„Der Schmerz und die stille Entsagung weihten ihn zum Dichter."

Der himmelblau-seidene Domino schwieg einige Minuten; dann schmiegte sich seine Inhaberin enger an die befreundete Maske und frug:

„Und wie geht es denn ihm?"

„Ihm? . . . wem?"

„Nun" — meinte die schöne Maske im blauen Domino, indem sie ihr Köpfchen — daß das Barett

mit der schneeweißen Straußenfeder und der blitzenden Diamant-Agraffe reizend kleidete — ein wenig senkte und mit dem Fächer die kostbaren Spitzen ihres Dominos glatt strich — „ihm . . . dem Ludwig?"

„Ach ja so!" — rief die Andere — „nun Du wirst ihn ja noch bei uns sehen. Er ist der Alte, nur noch ernster wie früher. Uebrigens sieht und hört er nichts mehr, als Musik; aber er componirt auch prachtvoll."

„Ich habe seit den Jahren meiner Verheirathung nichts mehr von ihm gehört."

„So wirst Du heute Abend etwas um so schöneres von ihm hören. Es wird ein Ritterballet vom hohen Adel aufgeführt . . "

„Du sprachst mir davon!"

„Und zu diesem hat er die Musik geschrieben*). Da kommen prächtige Piecen vor: ein Minnelied, ein deutsches Lied, ein Trinklied."

„Ein Minnelied?" — wiederholte der blaue Domino leise. — „Kennt er die Minne? liebt er? . ."

„O, es gibt keinen feurigeren Liebhaber!" — entgegnete die junge Dame in Rosa mit leisem Kichern.

„Wie?!" — rief die Andere; aber sie hielt rasch an sich und sagte mit anscheinender Ruhe: — „und wen?!"

---

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben u. Schaffen. I. Thl. S. 11.

„Wen? ... Ei nun ...“

Aber in diesem Augenblicke verkündete ein Tusch den Eintritt des Hofes.

„Ich bitte Dich, wen?“ — wiederholte der blaue Domino. —

Die bunte Masse der Masken, die bis dahin chaotisch durcheinander gewogt hatte, trennte sich jetzt ehrfurchtsvoll und ließ den, nach allen Seiten hin freundlich grüßenden Churfürsten mit seinem Gefolge durch eine offene Gasse nach seinem erhöhten Sitze schreiten.

„Wen liebt er!“ — flüsterte noch einmal die Lichtblaue; dann setzte sie, wie entschuldigend, hinzu: — „Es interessirt mich wirklich!“ — aber es war, als ob ihre Stimme zittere.

Unter der venetianischen Gesichtsmaske des Rosa-Domino erschallte wiederholt ein leises, muthwilliges Kichern, dann neigt sie sich zu dem Ohre der Freundin und flüsterte:

„Die Musika! — — — — Bist Du jetzt beruhigt?“ —

In demselben Augenblicke begann auch das Orchester, während sich auf ein Zeichen des Tanzmeisters die Flügelthüren der nach links anstoßenden Gemächer öffneten und ein Maskenzug eintrat, der unter Singen, Springen und Scherzen seinen Weg an dem Stuhle Churfürstlicher Gnaden vorübernahm.

Es waren mehr als vierhundert Masken, die sich in den pittoreskesten Gruppen geeinigt hatten. An der Spitze erschienen neapolitanische Fischer, die Werkzeuge ihrer Thätigkeit, Ruder und Netze, auf den Schultern tragend. Ihnen folgte eine lustige Schaar Lazzaroni, zu dem Klange einer Mandoline heimathliche Lieder singend; dann kamen hübsche Neapolitanerinnen mit Blumen und Früchten, und diesen folgte der Wagen des Prinzen Carneval, von acht Schalksnarren gezogen. Aber der Prinz war nicht allein. Seine Großbeamten — mit den Zeichen ihrer Würde bekleidet — folgten ihm auf seinem Zuge aus Italien nach dem Rheine, und entwickelten in der That eine große Pracht.

Aber das war Alles noch nichts! Ein viel größeres Aufsehen machte der jetzt im Gefolge des Prinzen erscheinende Vierfüßler. Es war ein riesiger Büffel ungemein täuschend der Natur nachgeahmt, der einen zweirädrigen, mit Früchten beladenen Karren zog, auf dessen Garben ein bausbackiger Fischerjunge, wie ein kleiner Bachus thronte. Auf einem anderen Gespann stand ein italienischer Marktschreier, der sich als „celeberrimo dottore" annoncirte und seine Wunderkuren anpries. Zwei Pierrots veranschaulichten dabei unter den tollsten Grimassen die Wirkungen der angerühmten Mixturen, während der eine Compagnon des Charlatans eine große Trommel dazu schlug, und der an-

dere in eine Trompete schmetternd stieß. Masken aller Art in den verschiedensten Gruppen, die Repräsendanten aller Völkerschaften vorstellend, folgten nun und schlossen den Zug, der sich — an dem Churfürsten vorüber — nach der Rotonde bewegte und hier erst anhielt, als der Wagen des Prinzen Carneval dieselbe erreicht.

Sofort stieg dieser, von den Würdenträger seines Reichs und einer Anzahl allerliebster Narrenpagen empfangen — es waren sämmtlich hübsche Märchen von zwölf bis vierzehn Jahren — aus, und verfügte sich auf seinen, hier aufgerichteten Thron, die Trompeten schmetterten — — eine allgemeine Stille trat ein. Da erhob sich der Prinz und sprach:

Willkommen hier, bei'm munt'ren Narrenfeste,
Willkommen mir, Ihr vielgeliebten Gäste!
Ihr, alle mir verwandt an Herz und Geist.
Der Narrheit Reich, Ihr wißt's, hat keine Grenzen,
In Narrheit will ja Jung und Alt jetzt glänzen,
Wie Jedermann genügend Euch beweist.
Wenn hundert Kluge klug sich hier verbinden,
Wirst neun und neunzig Narren d'runter finden!

Drum darf ich stolz mein stolzes Haupt erheben,
(Stolz ist die größte Narrheit ja im Leben,)
Darf stolz auf Euch, als meine Kinder sein.
Jetzt freilich zeigt den Narr' Ihr schon im Kleide,
Sonst thut Ihr fromm und stellt Euch gar gescheidte,
Doch steckt der Schalk Euch dann im Herzen drein.
Glaubt nicht, Ihr seid jetzt Narren durch den Schneider? —
Ach nein! viel tiefer sitzt die Narrheit leider!

Doch tröstet Euch, — der Carneval soll leben!
So wie Ihr seid, könnt Ihr Euch All' nun geben,
Habt Ihr auch Masken, Masken braucht's hier nicht.
Nur frisch die Narrheit recht von Herzen treiben,
Der größte Narr wird stets hier Sieger bleiben,
Da meine Weisheit ihm die Kränze flicht:
Und mancher, der mit Lorbeern überladen,
Erfreut sich meiner Huld und meiner Gnaden.

Zum Werke dann, laßt die Trompeten klingen,
Es soll ihr Ruf Jahrhunderte durchdringen
Und wecken eine schöne alte Zeit:
Ich ruf' Euch, in der Freude holdem Namen,
Steht auf, Ihr Ritter und Ihr edlen Damen,
Und seid zu Spiel und Tanz vor uns bereit!
Ist das gescheh'n, dann fallen alle Schranken,
Und Lust und Witz sind frei — wie die Gedanken.

Und die Fanfaren schmetterten und die Thüren der rechten Zimmerreihe öffneten sich, und — blitzend und funkelnd in Gold, Silber und Edelsteinen näherten sich dem Churfürsten, zweiunddreißig Paare. Es waren sämmtlich Glieder des höheren rheinischen Adels, und in die malerische Tracht des Mittelalters gehüllt. Mehr noch indessen, als die Pracht, der Reichthum und der Geschmack dieser Garderoben, — mehr noch als die Schönheit der jugendlichen Paare entzückte in diesem Momente alle Anwesenden die Musik, welche von dem Churfürstlichen Orchester aus ertönte. Es

war ein Marsch, von dem jungen Kammermusikus Ludwig van Beethoven componirt*).

Aber auch welche stolze, prächtige Tonschöpfung, mit ihrer durchdringenden rhythmischen Kraft Alles beherrschend. Ja, für den Tieferblickenden ergab sich hier ein psychologisch interessanter Moment: in Mitten der Lust, der oberflächlich staunenden Freude, trat plötzlich ein tiefes Schweigen ein. Alle Anwesenden folgten unwillkürlich den Rhythmen und Tönen der Musik, die hier einen gewaltigen Triumph über alle übrigen äußeren Eindrücke feierte, und lauschten — indem sie, durch diese fast unbewußte Hingebung an die Gewalt der Töne gleichsam sich selbst mit fortbewegten und zugleich in eine feierlich-frohe Stimmung versetzt wurden. Und welche volle, helle, markige Harmonie! . . . welche gemessene, klar hinschreitende, an geeigneter Stelle schwungreich sich emporhebende Melodie! Eine freudige, in jedem Herzen Entzückung und Aufschwung hervorrufende Gesammtstimmung hatte plötzlich Alle erfaßt, und die eben noch so sehr zerstreute Vielheit geeinigt. Es war der Zauber dieser wunderbaren Tonschöpfung.

Selbst der Churfürst war wie elektrisirt und beugte sich, seinen Beifall aussprechend nach dem neben ihm

---

*) Wegeler und Ries: S. 16. Scheidler: S. 22.

sitzenden Fürsten von Fürstenberg. Der lichtblaue Domino dagegen schmiegte sich nur enger an die befreundete Maske und flüsterte:

„Gott, wie schön!"

Aber die vorgeschriebene und fortschreitende Handlung ließ Niemanden Zeit zu ruhigem Bewußtsein und Genuß zu kommen. Maximilian Franz erhob sich, die reizenden Paare freundlich zu empfangen; dann — nach kurzer ceremonieller, von Musik begleiteter Begrüßung, die lediglich in einigen jener großartig-steifen Verbeugungen bestand, wie sie noch von unseren Großeltern herkommen, gruppirten sich die Paare zu einer feierlichen Menuette.

Freilich hatte sich hier ein großer Anachronismus in Betreff der mittelalterlichen Costüme eingeschlichen; allein die Menuette war nun einmal in jener Zeit der Tanz der höheren Stände, und dann blieb auch jedenfalls die süß-pedantische Weise des Hofes Ludwig des XIV. hier angemessener, als es wohl die derbe der Ritterzeiten gewesen wäre. Aber es kam noch etwas Wesentliches dazu, was alles Uebrige vergessen machte. Der junge Componist überraschte die Menge durch einen vortrefflichen Gedanken: er unterlegte in der zweiten Reprise ein allerliebstes Scherzo und vernichtete damit das allzu steife Wesen. Die Heiterkeit erhielt sich oben, und als von dem Chorpersonale — welches den adeligen Paaren in der Form von

ritterlichem Gefolge beigegeben war — ein deutsches Lied und ein Trinklied — von einem der Hofsänger aber ein Minnelied*) vortrefflich vorgetragen wurden, steigerte sich der Beifall, den diese Compositionen fast allgemein fanden, so sehr, daß, nach seiner Churfürstlichen Gnaden Vorgang, Alles in einen lauten, lang anhaltenden Beifallssturm ausbrach.

Nur zwei Masken schienen diese Gefühle nicht zu theilen. Ihre Hände blieben ruhig, ja sie wandten sich beide fast gleichzeitig unwillig ab und schritten den Nebengemächern zu.

„Schwachköpfe!" — rief jetzt der Eine, als er sich mit seinem Gesinnungsgenossen unbeachtet sah, nahm die Gesichtsmaske ab, schlug den Mantel seines reichen spanischen Costüms zurück, und warf sich nachlässig in einen Sessel.

„Schwachköpfe sind sie Alle!" — fuhr er dann zu dem Anderen gewendet fort, der, in die unscheinbare Tracht eines Mönches gehüllt, ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung stehen geblieben war.

„Wie kann man aus den absurden Compositionen dieses Gelbschnabels so viel Wesen machen!"

„Halten zu Gnaden, Herr Graf!" — entgegnete mit milder, einschmeichlerischer Stimme der Andere,

---

*) Wegeler und Ries: S. 16. Marx: S. 11.

indem er behutsam und mit einem scheuen Blicke nach dem Saale seine Maske etwas lüftete. — „Die Compositionen sind nicht schlecht!“

„Absurd sind sie!“ — wiederholte der Spanier, der ein älterer Mann war, während man der Stimme der anderen Maske Jugend anhörte.

„Absonderlich wohl“ — fügte der Jüngere leise hinzu — „aber sie verrathen viele Begabung.“

„Was Begabung!“ — rief der Spanier, sich ärgerlich mit der Hand durch die grauen Haare fahrend. — „Sie verderben am Ende mir und Ihnen das Spiel!“

„Das ist richtig . . . . ich fürchte es auch!“ — murmelte der Mönch.

Aber der Andere mußte ihn nicht verstanden haben. Er zog die Augenbrauen zusammen und sagte ärgerlich:

„Nehmen Sie doch die alberne Maske ab, ich verstehe sonst kein Wort.“

„Wie könnte ich das wagen?“ — versetzte ängstlich der Jüngere.

„Wagen Sie es immerhin, wir sind hier allein.“

„Und wenn ich erkannt würde?“

„Wer sieht uns denn!“

„Bedenken Excellenz, daß Sie mich eingeschmuggelt haben; — — daß jedem Nichtgeladenen, der Zutritt verboten ist; — — daß ich, als Orchestermitglied, mich krank meldete und daher, wenn ich entdeckt würde, in eine dreifache Strafe verfiele.“

„Bah!" — rief der Spanier und ein verächtliches Lächeln spielte um die Winkel seines Mundes — „wer wird Sie sehen; — und wenn auch: Gold ist ein gutes Siegel, das jeden Mund hermetisch verschließt. Nehmen Sie ab!"

Die letzten Worte waren so übellaunisch und zugleich so gebieterisch gesprochen, daß der junge Mann gehorchte, obwohl augenscheinlich mit großer Aengstlichkeit.

Als er die Maske abgenommen, zeigte das Gesicht einen Jüngling von etwa neunzehn Jahren. Seine Züge wären nicht unschön zu nennen gewesen, hätte nicht ein Schimmer von Hinterlist, der sich mit einer gewissen widerlichen Demuth paarte, den guten Eindruck sofort verwischt. Doch war diese Demuth vielleicht im Augenblicke, dem hohen Gönner gegenüber, nur angenommen.

Frische Farbe der Wangen, feiner Teint und ein sehr schönes, reiches, blondes Haar gaben ihm dabei etwas Gefälliges, Weiches, man konnte fast sagen: Märchenhaftes. Es schien sogar, als ob sein Anblick den Grafen mit Wohlgefallen erfülle, und an etwas erinnere, das seine Seele angenehm bewege. Wenigstens verlor sich auf Augenblicke der Ausdruck des Unmuthes aus diesen verlebten und erschlafften Zügen, und der Anflug eines matten Lächelns belebte sie. Aber es war dies auch nur ein Moment; dann mußte wohl

ein desto peinlicherer Gedanken den vorhergehenden verscheucht haben: die Wolken kehrten auf die Stirne zurück, die lebensmüde Abspannung griff wieder Platz, und mißmuthig mit der Hand über die Stirne fahrend, sagte er halblaut vor sich hin:

„Ich werde es kaum zu Wege bringen, und doch ist sie unerbittlich!"

Eine Pause entstand, in welcher Beide den Tönen lauschten, die aus dem Marmorsaale zu ihnen herüberdrangen. Es war die Fortsetzung der von Beethoven zu dem Ritterballet componirten Musik, die jetzt in eine heitere Tanzweise übergegangen war.

Aber je heiterer sie klangen, je mehr sie mit ursprünglicher Allgewalt den Sinnen verführerisch entgegenwirbelten und unwillkürlich den Gliedern eine gleiche rhythmische Bewegung mittheilten, desto finsterer wurden die Mienen des Grafen, desto deutlicher trat ein Zug des Neides in dem Gesichte des jungen Mannes hervor.

Endlich sprang der Aeltere auf, gab seinem jugendlichen Gefährten einen gebieterischen Wink, ihm zu folgen, und schritt, als wolle er seinen Ohren diese mißliebigen Eindrücke ersparen, rasch den weiter entlegeneren Zimmern zu. Beide hatten die Masken wieder vorgenommen, obgleich sie hier nur dem dienstthuenden Personale begegneten, das mit dem Servieren der in allen Nebenzimmern aufgestellten Tische beschäftigt war.

Erst als sie das letzte Zimmer der Gallerie erreicht hatten, hielt der Graf an.

Es war dies ein kleines Gemach, weit genug von dem Saale entfernt, um hier weder von Menschen noch Tönen belästigt zu werden; die geschmackvolle Decoration der Wände, der kleine gedeckte Tisch, der in silbernen und krystallenen Gefäßen leckere Speisen und köstliche Weine darbot, die Ruhe, die hier herrschte — — dies alles gab diesem Orte etwas ungemein Behagliches.

Die Blicke des Grafen überflogen das Ganze mit einer gewissen Genugthuung.

„Johann hat gethan, wie ich ihm befohlen!" — murmelte er dann vor sich hin. — „Auch nur drei Sessel im Zimmer, — so kann kein Unberufener Platz nehmen und wir sind ungestört."

„Und fürchten Eure Gnaden wirklich keine Entdeckung für mich und meine Schwester?" — frug jetzt der junge Mann und man hörte seiner Stimme ein leises Beben an.

Der Graf warf einen verächtlich spöttelnden Blick auf den Sprechenden, dann sagte er:

„Es ist wahrlich gut, daß Sie Musiker und nicht etwa Militär wurden. An Courage fehlt es Ihnen gewaltig. Gut, daß Ihre liebenswürdige Schwester destomehr hat. Sie befindet sich jetzt mitten im Gewühle der Masken und ich wette, sie läßt dort ihrer

tollen, neckischen Laune mit der gleichen Unbefangenheit freien Lauf, wie zu Hause. Sie wäre, bei Gott, im Stande, mit dem Churfürsten selbst anzubinden."

„Gräfliche Gnaden hätten sie nicht allein sollen lassen."

„Sie wünschte es auf kurze Zeit."

„Aber . . . ."

„A b e r und noch einmal a b e r! Als ob es bei Ihrer Schwester ein a b e r gebe! Sie ist das liebenswürdigste und reizendste Wesen, das ich je gesehen habe und das die Welt trägt; sie ist entzückend schön, geistreich, heiter, von bezaubernder Anmuth . . . ."

„Und nun kommt doch das a b e r wieder!" — sagte der junge Mann lächelnd.

„Freilich" — entgegnete der Graf — „a b e r in dem holden Köpfchen sitzt verdammt viel Eigensinn."

„Ich kann davon erzählen!" — meinte der Jüngling mit einem leisen Seufzer.

„Sie kennt meine Liebe zu ihr: — sie weiß, wie ich sie anbete, — wie ich mit Freuden bereit bin, ihr mein halbes Vermögen zu opfern, ... und doch . . . ."

„Sie müssen gestehen, Herr Graf, daß die Bedingung, die sie gestellt, ihrem Schwester-Herzen Ehre macht und Ihnen zugleich beweist, wie uneigennützig ihre Neigung ist."

„Aber wenn sich die Sache als unausführlich beweist?"

„Warum sollte sie dies sein? Euere gräfliche Gnaden haben, als intimer Freund des Churfürsten, einen solchen Einfluß . . . .“

„Allerdings! Was kann ich indessen dafür, daß der junge Beethoven . . . .“

In diesem Augenblicke ließ sich ein eigenthümliches Geräusch vernehmen, ähnlich dem Heranbrausen gewaltiger Wassermassen und in der That wälzten sich denn auch Wogen von dem großen Marmorsaale aus durch die Gemächer daher, nur waren es Menschenwogen. Das Ritterballet hatte sein Ende erreicht, die zuschauende Menge zerschlug sich, und suchte in den anstoßenden Räumen neue Genüsse an den jetzt servirten Tafeln.

„Weiß meine Schwester, wo sie uns findet?“ — frug bei der Annäherung der Masken, der junge Mönch, indem er seine Larve neuerdings vornahm.

„Sie weiß es!“ — versetzte der Spanier; denn auch er war dem Beispiele des Mönches gefolgt. — „Setzen wir uns, damit es sonst Niemand gelüstet hier Platz zu nehmen.“

Es geschah, und gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt erschienen nach einander eine Menge Masken, schauten in das kleine Gemach, entfernten sich aber wieder, sobald sie den einzigen kleinen Tisch, der in demselben stand, besetzt fanden.

Mit einemmale rauschte es, wie ein seidenes Ge=

wand und raschen Schrittes trat eine weibliche Maske ein. Es war eine ausgezeichnet schöne Gestalt von eleganter Taille und doch üppiger Körperfülle; ... die Büste wie von Meisterhand geformt und im Bewußtsein ihrer Classicität nicht eben allzustreng verhüllt. Die kleidsame Tracht einer edlen Venetianerin des Mittelalters hob noch das Malerische der Erscheinung; der es übrigens nicht an imponirendem Wesen gebrach.

„Ha! Henriette!" — rief der Graf freudig und beide Männer erhoben sich rasch von ihren Sitzen.

„Stille!" — entgegnete die Eingetretene — „damit Niemand Verdacht schöpft." — Dann setzte sie lachend hinzu, indem sie auf dem noch freien Sessel Platz nahm: — „Ich habe da draußen tolles Zeug genug gemacht."

„Und wir haben uns geängstigt!" — fiel der Mönch ein, unter seine, mit einem seidenen Behänge besetzten Halbmaske, einen feinen Bissen schiebend.

„Wie immer!" — versetzte die Venetianerin.

„Er meint nur sich!" — rief der Graf etwas pikirt. — „Und Sie, meine Angebetete, haben sich gut unterhalten?"

„Vortrefflich! Ich sage Ihnen den schönsten Dank dafür, daß Sie mich und meinen Bruder hier einschmuggelten."

„Könnte mich die Gnade und Freundschaft des

Fürsten kosten, wenn er es erführe. Serenissimus versteht in solchen Dingen keinen Spaß."

„Ach! das macht die Sache ja eben pikant! Alles Verbotene ist doppelt reizend. Und wissen Sie auch, was ich that?"

„Nun?"

„Zuerst machte ich mich an Herrn von Forstmeister ..."

„Den Minister?"

„Nun ja!"

„Aber beste Henriette, wie kommen Sie zu dem? der kennt ja den ganzen Adel und alle Anwesende persönlich!"

„Desto interessanter für ihn, wenn er sich über mich den Kopf zerbrechen muß."

„Und was wollten Sie mit ihm?"

„Ihn anlocken, neugierig und geschmeidig und dann einer Bitte zugänglich machen."

„So?!" — sagte der Graf gedehnt — „und .. darf man vielleicht so glücklich sein, die Bitte zu erfahren?"

„Warum nicht! Sie galt einer mir bekannten, bei dem Churfürsten in Ungnade gefallenen Familie."

„Und Sie reüssirten?"

„Ich bin es überzeugt."

„Schön und daan?"

„Theilte ich Frau von Baunau gewisse geheime

Verräthereien ihres Mannes mit: — foppte den Geheimerath von Maisiegel seiner Eitelkeit und seines Stolzes wegen: — machte verschiedene Damen eifersüchtig . . : ."

„Aber um Gottes Willen!" — fiel hier der Graf erstaunt ein — „haben Sie denn unsere Aufgabe ganz vergessen? Ich wollte Ihnen Gelegenheit geben, sich von des jungen Beethoven Talent selbst zu überzeugen . . ."

„Nun gut, ich gebe es zu, der junge Mann hat viel Talent."

„Und ist sehr gut beim Churfürsten angeschrieben."

„Mag auch sein."

„Hat sogar Waldenfels zum entschiedenen Gönner."

„Was macht das, wenn Sie als Gönner meines Bruders auftreten."

„Ist von Haydn speciell und warm empfohlen."

„Empfehlen Sie Leo! Ein Mann von so viel Einfluß, wie Sie, Herr Graf, sollte Niemanden das Feld räumen. Aber warum sprechen wir schon wieder soviel über diesen Gegenstand. Sie haben mir Liebe geschworen . ., ihre Liebe unter den glänzendsten Bedingungen angetragen. Nun gut, ich habe Ihnen ja schon zugestanden, daß ich für Ihre Neigung nicht unempfindlich bin. Aber ich gehe keinen Schritt weiter, bis Sie meinem Bruder die Gnade des Churfürsten

insoweit zugewandt haben, daß ihn derselbe zu seiner weiteren musikalischen Ausbildung auf drei Jahre nach Wien und Italien sendet."

„Aber Henriette . . ."

„Die Gelder sind bereit, das weiß ich; die Sache liegt nur noch daran, daß der Churfürst unentschlossen ist, wem er diese Gnade zuwenden soll: dem Beethoven oder meinem Bruder Leo, die beide in seiner Capelle angestellt, beide talentvoll sind. Aber für Beide hängt auch die ganze Zukunft, das ganze Lebensglück von dieser Entschließung ab. Lenken Sie die Wagschale zu Gunsten meines Bruders . . . und . . . ich stelle Ihren Wünschen nichts mehr entgegen."

„Aber ich fürchte nur, daß das heutige Ballet . . "

„Lieber Graf!" — sagte hier die reizende Venetianerin mit einer so weichen, seelenvollen Stimme, daß sie dem alten Herrn das Herz um so mehr erzittern machte, als er zugleich ihre kleine, zarte, warme Hand auf seinem Arm fühlte; — „lieber Graf, man muß nicht fürchten. Ich habe vorhin Max Franz selbst gesprochen . . ."

„Wen?!" — riefen hier starr vor Staunen die beiden Männer, und Leo entsank fast das Glas, das er eben zum Munde führen wollte.

„Nun, den Churfürsten!" — sagte die Schöne gelassen.

„Sie hätten den Muth gehabt? . . "

„Ich hatte ihn, ja!"

„Und er?"

„Ließ anfangs mit sich scherzen, rieth auf diese und jene Dame vom hohen Adel und . . ."

„Und Sie?"

„Ich ließ ihn im Zweifel. Leitete dann das Gespräch auf diesen Abend, pries seinen Geschmack und seine Generosität, kam auf das Ballet, auf Beethoven, lobte ihn, lenkte aber dann auf Leo ein und sprach mit Wärme für diesen."

„Und . . .?!"

„Es ist wahr, der Churfürst schien auf die Seite Beethovens sich zu neigen; aber ich machte ihm so warm, that ihm so schön, daß der gute, sonst gegen Frauen so abgemessene und kalte Herr, ganz freundlich und geschmeidig wurde. Ja, als ich mich verabschiedete, versprach er mir: meines angeblichen Schützlings zu gedenken."

„Schwester!" — rief hier Leo sich ganz vergessend — „wie soll ich Dir dies danken!"

„Vor der Hand damit!" — sagte diese leise und vorwurfsvoll — „daß Du nicht vergißt, wo Du bist; Du weißt, was auf dem Spiele steht." Dann sich zu dem Grafen wendend, setzte sie hinzu: — „Und Ihr Entschluß?"

„Mein Gott!" — entgegnete dieser — „als ob bei

meiner leidenschaftlichen Liebe, Ihnen gegenüber, noch von einem Entschlusse die Rede sein könnte!"

„Sie wollen also?"

„Ich will und werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, Maximilian Franz zu bestimmen, Leo und nicht den jungen Beethoven zur musikalischen Ausbildung nach Wien und Italien zu schicken."

„Sie sind die Liebenswürdigkeit selbst!" — flüsterte die schöne Venetianerin. — „Aber jetzt will ich mich auch entfernen, damit wir nicht vorzeitig entdeckt werden. Begleiten Sie mich, Herr Graf, — Leo mag in einer Stunde folgen, so vermeiden wir alles Aufsehen."

Alle drei erhoben sich und der Spanier bot mit wirklicher Grandezza der Venetianerin den Arm.

Leo sah ihnen vergnügt nach; dann rieb er sich stille entzückt die Hände und schlich — sich unter die Menge zu mischen — wie ein Fuchs aus dem kleinen Gemach.

Im Muschelsaale.

In demselben Augenblicke traten hier zwei weibliche Dominos ein: der eine war himmelblau, der andere rosa.

„Stille!" — sagte der himmelblaue — „hier finden uns Deine Brüder so leicht nicht. Wir müssen noch ein wenig mit einander plaudern."

„Aber wenn's Mama nur nicht übel nimmt, daß wir uns so allein halten!" — meinte schüchtern die andere Maske.

„Herzchen!" — rief jene lächelnd — „Du vergissest, daß Du unter der Obhut einer verheiratheten Frau und auf einem Faschingsballe bist. Aber ich will Dir nicht entgegen sein. Beantworte mir nur noch einige Fragen und ich kehre dann mit Dir zu Mutter und Brüder zurück."

„Und diese Fragen?"

„Als wir vorhin am Orchester vorbeigingen, sah ich Ludwig von ferne."

„Nun?“

„Er sah, trotz der freundlichen Aufnahme seiner Composition, nicht heiter aus; im Gegentheil, er kam mir ernster und gedrückter vor, als vor drei Jahren.“

„Freilich! Er ist es auch gerade im Augenblicke mehr denn je.“

„Und warum?“

„Aus zwei Gründen. Einmal lasten die unglücklichen Verhältnisse im elterlichen Hause jetzt noch schwerer auf ihm, als ehedem; so daß der Lebenswandel seines Vaters ihn, der sittlich so rein und so edel dasteht, oft ganz unglücklich macht.“

„Nun, Ihr Lieben seid ja immer seine Schutzengel gewesen, Ihr werdet es gewiß auch jetzt noch sein.“

„Wenigstens fühlt er sich in unserem Hause und Familienkreise wohl, und vergißt darüber zeitweise das Peinliche seiner Lage. — Aber da ist noch eine andere und wichtigere Sorge, die ihn gegenwärtig beschäftigt. *Ludwig* fühlt, daß er für etwas Großes in der Musik geboren ist; aber er weiß auch, daß ihm noch unendlich viel abgeht, — daß er noch der Ausbildung durch Reisen, — des Studiums der Harmonielehre und des Contrapunktes sehr bedarf. Nun hat man ihm Hoffnung gemacht, der Churfürst werde ihn zu diesem Behufe auf mehrere Jahre nach Wien senden; aber es vergeht Monat auf Monat und Jahr auf Jahr, ohne

daß eine Entscheidung erfolgt; man spricht jetzt sogar von einer Concurrenz."

„Und kann da Niemand bei dem Churfürsten einwirken?"

„Wer sollte es, wenn sein treuer Beschützer und Gönner, Graf von Waldenfels, nicht durchdringt. Es müssen im Geheimen bedeutende Personen dagegen arbeiten. Aber ich bitte Dich, liebe Jeannette" — sagte hier der rosa Domino in einem Tone dem man die Aengstlichkeit anhörte, — „laß uns jetzt zu der Mutter und den Brüdern zurückkehren."

„Meinetwegen!" — versetzte die junge Generalin von Greth, denn diese war es, welche der himmelblaue Domino barg, und Beide gingen Arm in Arm den Zimmern entlang, unter dem bunten Gewühle nach den bekannten Masken spähend.

Aber hier war es schwer zusammenzubleiben. Das tolle Treiben wirbelte jetzt so gewaltig durcheinander, daß sich der Einzelne kaum auf den Füßen halten konnte. Ganze Schaaren Pierrots durchzogen lachend, schreiend und scherzend die Zimmerreihen, und vertraten, ihrem Charakter getreu, Arlequin und Pulicinell auf das Würdigste. Niemand war vor ihren Witzen sicher. Bald waren sie hier, bald dort; bald drangten sie kleine Gruppen, in Kreisen, die sie bildeten, indem sie sich gegenseitig die Hände reichten, eng zusammen; bald wieder schnitten sie Einzelne von ihrer

Gesellschaft ab, und eilten mit diesen Gefangenen jauchzend und lachend, weit fort. Da in diesen Masken ein guter Theil der jüngeren Söhne des hohen Adels steckte, die sich nichts übel nahmen, zumal auf diesem Faschingsballe, so kann man sich die Ausgelassenheit denken, welcher sie huldigten.

Unglücklicherweise drängte sich aber eben der ganze Schwarm dieser Pierrots in die Zimmer, die Jeannette und Eleonore durchschreiten mußten, um zu Frau von Breuning und den Brüdern zu kommen. Wie vom Winde gejagte Schneeflocken flogen sie jetzt der weit geöffneten Flügelthüre herein, während sich, unter ihrem lustigen Gekreische, die übrigen Masken zu retten suchten. Auch die beiden weiblichen Dominos stoben im ersten Schreck auseinander, jeder sich vor den tollen Witzen der ausgelassenen Schaar, so gut er konnte, flüchtend. Eleonore gelang dies auch, indem sie sich, wie ein scheues Reh, in einen Winkel schmiegte, aber nur um zu sehen, wie die Pierrots mit der Schnelle des Blitzes eine Kette bildeten und ihre arme Freundin in sechsfacher Umschließung gefangen im Triumphe hinwegführten. Schon im nächsten Augenblicke hörte man ihr Jauchzen über die reizende Beute aus der Ferne, so daß Eleonore, die Hände auf die Brust gedrückt und Thränen im Auge, den ganzen Menschenknäul an der Biegung der Galerie verschwinden sah.

Aber in demselben Augenblicke stieß der quiekende, lachende, jubelnde Haufen — gerade an dem Eingange des Muschelsaales — auf den Churfürsten, der, den Fürsten von Fürstenberg und mehrere andere Herren an der Seite, heiteren Sinnes daher kam. Sie hatten eben abgespeist und befanden sich sämmtlich, in Folge des wirklich schönen Festes, des delikaten Soupe's und der feurigen Weine, in der besten Laune.

Niemand konnte sich daher des Lachens bei Annäherung der possirlichen Gruppe enthalten; aber die Pierrots verstanden doch auch, wie weit der Scherz hier gehen durfte. Sie wälzten ihre Masse rasch bis ziemlich dicht vor den Fürsten, dann aber stoben sie, wie ein platzendes Feuerwerk auseinander und ließen, als überraschenden Kern, den blauen Domino verwirrt und verlegen vor Serenissimus stehen.

Der Churfürst war aber schnell gefaßt:

„Hierher mein Kind!" — rief er, freundlich lächelnd, der hübschen Maske zu, und als diese ihrem Retter schnell folgte, drückte er unbemerkt mit dem Fuße auf eine nur ihm bekannte Vorrichtung und in dem gleichen Momente flogen unzählige feine Wasserstrahlen nach allen Richtungen in weiten Bogen auf, und übergossen die hin- und herfliehenden Pierrots dermaßen, daß diese unter entsetzlichem Geschrei und ohrenzerreißendem Quieken, wie toll und rasend aus dem Saale stürzten.

Der Churfürst, die ihn begleitenden Herren und der blaue Domino waren natürlich von den Wasserstrahlen in ihrer Stellung verschont geblieben; denn darauf ging ja gerade der Witz der hier angebrachten Wasserkunst. Der Schreck, die Verwirrung, die Rettungsversuche der Pierrots und ihre endliche Flucht war aber so ungemein komisch gewesen, daß sich der Churfürst und seine Begleitung vor Lachen schüttelten. Ja sie mußten noch lange so recht herzlich fortlachen, als der Saal schon ganz leer war.

„Das war eine gesunde Taufe!" — sagte der Churfürst endlich, indem er sich ganz erschöpft niederließ — „und eine glänzende Genugthuung für Sie, meine schöne Maske!"

„Für die ich Churfürstliche Gnaden wirklich von Herzen danke!" — entgegnete freundlich die Befreite; — „denn die jungen Bösewichter haben sie verdient. Sie wird ihren Muthwillen etwas abkühlen."

„Aber ich beklage nur" — fuhr Maximilian Franz sehr heiter fort, — „daß Sie, meine Reizende, heute Abend so viel Unglück haben."

„Wie so?" — frug der Domino unbefangen. — „Von Serenissimus selbst befreit zu werden, ist doch wohl das höchste und schönste Glück, welches mir werden konnte."

„Schaut diese kleine Schmeichlerin!" — rief der Churfürst lachend. — „Aber, liebes Kind, Sie bedenken

nicht, daß Sie in eine neue Gefangenschaft gefallen sind."

„In die des edelmüthigsten Ritters am ganzen Rheinstrome!" — versetzte die Dame mit graziöser Verbeugung, — „unter dessen väterlichem Schutze sich Jedermann glücklich fühlt."

„Väterlich!" — lachte der Churfürst auf — „wie schlau. Aber heute Abend wissen wir nichts vom Landesvater. Den galanten Ritter dagegen will ich annehmen; d e r aber gibt eine so seltene und köstliche Beute so schnell nicht heraus. Ich bitte Sie, schöne Maske, nehmen Sie Platz an Unserer Seite und Sie auch, meine Herren; wir müssen diesen köstlichen Spaß mit einem Extra-Trunke feiern."

Dabei winkte der Churfürst einem Diener, dem er etwas in das Ohr flüsterte. Dieser verschwand, kam aber alsobald mit einem großen goldenen Pokale wieder, den er auf einem Teller aus gleichem Metall in getriebener Arbeit dem Fürsten ehrerbietig darbot.

Die junge Generalin, einsehend, daß sie hier der freundlichen Aufforderung des Fürsten schicklicherweise nicht entgegen sein könne, hatte unterdessen Platz genommen, die übrigen Herren waren ihr gefolgt; der Churfürst aber, jetzt wirklich selbst in jugendlicher Laune, hielt alle Welt mit seinem Fuße von dem Eintritte in den Muschelsaal fern. Denn sowie sich Masken nur bis an die offenstehenden Flügel-

thüren verließen und Miene machten einzutreten, öffnete ein Druck seines linken Fußes die Schleußen wieder und die Wasserstrahlen flogen wie durch Zauber auf.

„Sie sehen" — sagte er jetzt, der Dame zugewandt, — „ich habe, trotz meines geistlichen Amtes, doch etwas von Hexerei gelernt. Die Stelle, auf der wir uns befinden, ist g e f e i h t, und Niemand kann zutreten."

„Ich glaube" — fiel der F ü r s t v o n F ü r s t e n b e r g hier ein — „wir sagen richtiger: die Stelle, die Eure Churfürstliche Gnaden einnehmen, ist g e w e i h t, so in der Kirche, wie in der Geschichte und der Gesellschaft; in letzterer durch eine wahrhaft bezaubernde Liebenswürdigkeit!"

„Die mein edler Freund in nicht minderem Maße entwickelt!" — sagte der Churfürst lachend. — „Aber nun vor allen Dingen einen Ehrentrunk auf das Wohl der schönen Dame, deren Ritter ich so eben geworden bin. Es ist ein köstliches Naß, das diesen Becher füllt: echter Lacrimae Christi, auf schwarzem Lavaboden am Fuße des Vesuvs gewachsen, und wie dieser Gluth in seinem Innern bergend; dabei ein Geschenk des heiligen Vaters."

Und mit einer chevaleresquen Bewegung des Armes den Becher graziöse erhebend, setzte er mit einem feinen verbindlichen Lächeln hinzu:

„Edel, rein und heiliger Gluth voll mögen unsere

Herzen stets für edle Frauen schlagen, darum dem Edlen das Edle!"

Und den Becher dem schönen Domino reichend, lüftete dieser ein wenig seine Halbmaske und nippte an der goldenen Fluth. Als die junge Generalin ihn dann zurückreichte, tranken auch der Churfürst und seine Umgebung.

Eine kurze, aber geistreiche und witzige Unterhaltung entspann sich nun zwischen dem Fürsten und dem blauen Domino; ja der letztere wußte in neckischer Unbefangenheit das Interesse desselben so sehr zu steigern, daß der Churfürst am Schlusse desselben alles aufbot, um zu erfahren, wer denn seine Dame sei.

Der Domino aber hielt sein Maskenrecht fest.

„Nun denn!" — rief endlich Maximilian Franz heiter, — „so müssen wir uns mit dem Reize des Räthselhaften begnügen, da Sie uns die Reize ihrer wahren Erscheinung vorenthalten. Aber, mein liebes Kind, wir sind Ihnen für diese schöne Stunde zu Dank verpflichtet; nehmen Sie diesen Ring: wenn Sie je ein Anliegen haben und ihn mir vorzeigen, werde ich dieses schönen Zusammentreffens gedenken, und Ihren Wunsch — liegt es in dem Bereiche der Möglichkeit — mit Freuden gewähren."

Der Churfürst zog bei diesen Worten einen Brillantring von seinem Finger und reichte ihn der Maske. Diese, im ersten Augenblicke sichtlich verwirrt und un-

entschlossen, faßte sich jedoch bald und sagte mit der bisherigen Unbefangenheit:

„Jeder Ring ist das erste Glied zu einer Kette; da mich aber Churfürstliche Gnaden erst befreit haben, werden Sie mir gewiß auch diese Freiheit gönnen. Darf ich mir ein anderes Zeichen Ihrer Huld wählen?“

„Es ist ihr nicht beizukommen!“ — rief der Churfürst munter. — „Nun, so wählen Sie. Darf ich Ihnen mein Herz bieten?“

„Da würde ich zu einer Diebin an dem Churfürstenthume und der ganzen Menschheit. Nein! ... aber Serenissimus tragen hier, als Maskenzeichen, eine kleine goldene Rose. Wenn ich wagen darf?“

„Mit tausend Freuden!“—entgegnete Maximilian Franz galant, indem er die Rose abnahm und sie dem Domino reichte: — „Sie wird für mich dieselbe Kraft der Erinnerung und Verpflichtung haben, die ich vorhin dem Ringe unterlegte!“

„Und jetzt!“ — sagte die Dame, die Rose in ihrem Busen bergend und sich zierlich verbeugend — „meinen innigsten Dank für so viel ritterliche Großmuth und die Bitte: mich zu den Meinen zurückziehen zu dürfen.“

„Mit oder ohne meine Hexenkünste?“ — frug der Fürst lachend.

„Bitte, ohne die Hexenkünste!" -- flehte die Maske mit vorgestreckten Händen. — „Wer einmal mit Eurer Churfürstlichen Gnaden in Berührung kam, weiß ja ohnedem, daß Sie bezaubern können!"

Und mit diesen Worten und einer letzten Verbeugung entschlüpfte der blaue Domino der kleinen Gesellschaft.

„Wer mag das sein?" — sagte der Churfürst, der schönen entschwindenden Gestalt nachsehend, und er erschöpfte sich mit seiner Umgebung in Vermuthungen. Aber alles war vergebens. Selbst sein ferneres Suchen. Der blaue Domino war verschwunden.

Wiedersehen.

Es waren bereits zwei Tage seit dem großen Maskenballe verstrichen, welchen der Churfürst von Cöln dem rheinischen Adel zur Feier des Carnevals gegeben. Der Himmel hatte sich dicht umzogen und sandte jetzt ungeheure Schneemassen zur Erde herab.

Aber liegt denn nicht etwas ganz eigenthümlich Gemüthliches in diesem winterlichen Wesen? Der Sommer mit seiner Lust und Pracht, mit seinem blauen Himmel, seinen Blüthen und Blumen, seinen wogenden Aehrenfeldern, seinen lauen, schmeichelnden Lüften und herrlichen Wäldern voll Kühle und Duft, lockt uns hinaus in die freie Natur, in die weite, weite Welt!

Wer mag da zu Hause bleiben, im düsteren Zimmer, in den dumpfen Straßen, zwischen den engenden Mauern der Stadt. Es ist, als rufe uns Alles zu: „Hinaus, Du Menschenkind, in Feld und Wald; nach den blumigen Gärten; auf die luftigen Höhen der

Berge!" — Ja, gerade die fernen blauen Berge winken uns selbst wieder und regen die ungestüme Sehnsucht in uns wach: noch weiter in die Ferne zu dringen und die ganze Welt zu durchstreifen.

So ist der Sommer die Zeit der Freiheit, der Ungebundenheit, eines regen, — aber sich vielseitig zersplitternden Lebens.

Ganz anders ist es im Winter! Das Schwärmen in die Weite hat uns mit Eindrücken gesättigt; schon draußen ist ein stilles Verlangen zur Rückkehr an den heimathlichen Heerd in uns erwacht; die trüben Tage des Herbstes, seine Nebel und Regen peitschen uns vollends aus der Fremde . . . und nun empfinden wir erst recht, welch' ein Zauber in dem Worte Heimath liegt.

Aber auch die Natur scheint jetzt — von ihrem verschwenderischen Kraftaufwande erschöpft — das Bedürfniß nach Ruhe, den Zug nach stiller Zurückgezogenheit mit uns zu theilen. Da sendet sie die Winde aus, und sie streifen ihr das bunte, freundliche Festkleid ab; und die Wolken kommen und bereiten ihr aus den zarten Flocken des Schnees ein weites, weiches Bett. Und es wird still und stiller, und die Stürme heulen uns Menschenkindern entgegen: „Bleibt daheim! bleibt daheim, und störet die schlummernde Mutter nicht!"

O wie behaglich wird es uns dann in der stillen

Häuslichkeit, in dem wohleingerichteten, traulichen Zimmer. In dem Ofen knistert ein fröhliches Feuer, das mit seiner wohlthätigen Wärme den ganzen Raum erfüllt. Der weiche Teppich, die herabwallenden Gardinen, die schützenden Doppelfenster geben uns dabei das still entzückende Bewußtsein, daß selbst die gewaltsamsten Anstrengungen der Kälte uns nichts anzuhaben vermögen.

Mag nun immer der Regen oder Schnee von rauhen Windstößen wider die Fenster geworfen werden, — wir reiben uns vergnüglich die Hände und freuen uns doppelt auf die Abendstunden, wo des Lichtes gesellige Flamme die Familie um den Tisch vereinigt, der Theekessel gemüthlich singt und die dampfende Cigarre noch einmal so trefflich im Kreise unserer Lieben oder trauter Freunde schmeckt.

Und der Gemüthlichkeit des Aeußern entspricht die Tiefe des Inneren. Gute Werke, allein oder gemeinsam gelesen, mehren unser Wissen, bereichern unseren Geist; Kunstgenüsse erschließen uns das Reich des Schönen; sinnige Gespräche wecken neue Gedanken, schlagen den Funken des Witzes aus unserer Seele und öffnen der geselligen Heiterkeit einen unerschöpflichen Born. So entwickelt sich ein geistiges Leben, das uns oft mit einer Fülle nie geahnter Genüsse überschüttet, neue Welten in unserem Inneren erstehen läßt und vor allen Dingen das Gefühl der Heimath-

lichkeit, sowie die Liebe zur Häuslichkeit in uns weckt. Welchen größeren Schritt zur Erreichung wahren Glückes könnte es geben, als wenn man sich im eigenen Hause zu Hause findet?

„Heiter zu Hause sein zu können" — sagte Frau von Breuning oft — „ist das Siegel einer großen und schönen Seele. Es ist aber auch eine Kunst, — und zwar eine schwere Kunst, die man in den Stürmen des Lebens erlernt, oder auf immer verliert." —

Und sie hatte recht! Wohl dem Menschen, bei dem sie sich niederläßt, wie eine Freundin, dessen Leben sie verschönert, wie eine Geliebte!

Bei Breunings war diese Kunst nun freilich längst eingebürgert; aber es wehte auch Jeden ein unendlich wohlthuendes Gefühl an, wenn er nur in dieses Haus trat.

Auch heute — es war gegen elf Uhr des Morgens — bot das Wohnzimmer der Hofräthin ein Bild der Gemüthlichkeit dar.

Gleich auf den ersten Blick gewahrte man, daß hier ein sinniger Frauengeist schalte und walte. Da war kein Luxus, kein erdrückender Ueberfluß an Meubles; aber alles, was sich vorfand, trug das Gepräge von Nettigkeit und Behäbigkeit. Schneeweiße Vorhänge, über den Fenstern geschmackvoll in sogenannte Wolken drapirt, und auf den Seiten herabhängend, theilten

dem Zimmer den Charakter des Heiteren und Lichten mit, zumal die, zwischen den Doppelfenstern prächtig blühenden Hyacinthen, Jonquillen und Crocos, trotz dem draußen in Masse herabfallenden Schnee, eine Art Frühlingshauch über das Ganze verbreiteten. Den Fußboden deckte dabei ein hübsch gewirkter Teppich nach der Mode jener Zeit, auf welchem zierlich gekleidete Schäfer und Schäferinnen ihre wolligen Schutzbefohlenen hüteten, während sie mit selig lächelnden Gesichtern Flöte bliesen, oder vor einander knieend sich in Zärtlichkeit ergossen.

An der einen Seite des Zimmers stand ein treffliches Clavier und neben demselben ein schön gearbeiteter Schrank mit Noten, dessen vis-à-vis ein in der Form und Arbeit ganz gleicher Bücherschrank bildete. Shakespeare, Wieland, Lessing, Herder, Uz, Kleim und Klopstock, waren seine hauptsächlichsten Zierden. Neben diesen Schränken befanden sich die Thüren; während im Hintergrunde des Zimmers ein bequemes Sopha — vor welchem sich ein großer runder Tisch befand, um den sich Morgens, Mittags und Abends die Familie sammelte — und zahlreiche Sessel behaglich zur Ruhe einluden. Die Wände schmückten einige gute Kupferstiche von Adam von Bartsch, die Consoles zierliche Nippsachen und eine Standuhr. An dem mittleren breiten Fenster aber stand ein Nähtisch, um welchen jetzt, in einfache,

aber nette Morgencostüme gehüllt, Frau von Breuning, Eleonore und Jeannette saßen, alle drei mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt und in stiller Gemüthlichkeit die behagliche Wärme genießend, welche der große und mächtige Ofen ringsumher verbreitete.

Das Feuer knisterte so schön, die Uhr pickte so traulich, das Gespräch selbst heimelte die Frauen so an, daß sie sich bei jedem Windstoß, der neue Massen Schnees ungestüm gegen das Fenster warf, in dem Gefühle: geschützt und durch eine liebe Häuslichkeit vereint zu sein, unendlich zufrieden und glücklich fühlten.

„Es ist doch gar zu behaglich und traulich bei Euch, Ihr Lieben!" — sagte jetzt Jeannette, indem sie ihre kleine Arbeit in den Schooß sinken ließ.

„Das haben wir jetzt zumeist unserem schwarzen Freunde zu verdanken!" — meinte Frau von Breuning lächelnd.

„Wem?" — wiederholte Jeannette — „unserem schwarzen Freunde?"

„Ja, dem Ofen!" — sagte die Hofräthin schalkhaft. — „Ist er im Winter nicht unser treuester Freund? Ist es Dir nicht, wenn Du jetzt in ein erwärmtes Zimmer trittst, als sende er Dir durch die von ihm ausströmende Wärme eine Bewillkommnung voll Herzlichkeit, ein liebevoll treues Wort?"

„Sie haben recht!" — versetzte Jeannette — „aber eigentlich gehört noch etwas dazu."

„Und das wäre?"

„Das Licht der Lampe, das seine Goldfäden über den Familientisch spinnt."

„Ja, ja!" — rief Eleonore — „und seine Strahlen bis in das fernste Winkelchen schickt, wo der alte Lehnstuhl steht, den wir so oft als kleine Kinder für die liebe Großmutter, die jetzt auf dem Kirchhofe unter beschneitem Hügel schlummert, an den Tisch rückten. Ist es mir doch oft, wenn ich Abends mit meiner Arbeit dasitze und mein Blick den Lehnstuhl trifft, als ob mir im Dämmerlicht ihr liebes, treues Gesicht zulächelte."

„Das kommt" — meinte Frau von Brenning — „weil Erinnerung, dieser treueste, liebreichste Genius von allen, die den Menschen durch das Erdenleben begleiten, am liebsten im heimathlichen Stübchen wohnt. Da streut sie ihre Paradiesesblumen auf die alten, uns seit der Kindheit vertrauten Geräthe und knüpft ihr Zaubernetz an die schlichtesten Gegenstände, die Liebe und Gewohnheit dem Herzen zu Heiligthümern gemacht haben."

„Ja!" — sagte Jeannette fast träumerisch, und nahm mit einem leisen Seufzer ihre Arbeit wieder auf — „es ist etwas Schönes um glückliche Erinnerungen."

„Aber" — fuhr Frau von Breuning fort — „Ofen und Licht, diese Stützen einer schönen Häuslichkeit, locken auch noch einen anderen, edlen Gefährten des Menschen in den Kreis der Familie, und das ist der Fleiß. Ich wüßte nicht, wann ich das Glück des Schaffens reiner und tiefer empfunden hätte, als an Winterabenden und im Kreise der Meinen. Gibt es etwas Reizenderes und Erhebenderes, als wenn dann jedes Glied der Familie in seiner Weise und nach seinen Kräften mit irgend etwas Nützlichem oder Schönem beschäftigt ist? O, das ist Glück der Heimath und der Häuslichkeit!"

„Wer es nur auch mit sich hinaus in das Leben nehmen könnte!" — versetzte Jeannette, und ihre Brust hob abermals ein tiefer Athemzug.

„Das, mein liebes Kind", — sagte die Hofräthin — „kann Jedermann. Die Heimath, erfüllt von Liebe, geschmückt und veredelt durch Fleiß und Thätigkeit, — die Heimath, in der jedes Gefühl der warmen Menschenbrust sich ergießen kann in liebevollen Werken und Handlungen, ist das Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können; denn selbst, wenn wir es verlassen müssen, haben wir es nur einmal recht besessen, so nehmen wir die Kraft in unserem Herzen mit uns, es überall von Neuem um uns erblühen zu lassen."

Jeannette schüttelte leicht mit dem Kopfe, dann sagte sie:

„Daheim! Daheim! ist doch das süßeste Wort, welches die Sprache hat. Mit Geld kauft man ein Haus, man füllt es an mit den schönsten Geräthen, man putzt es auf mit tausend modischen und kostbaren Dingen, man läßt Ambradüfte die glänzend erhellten Räume durchziehen; aber .... das Haus ist noch lange, lange keine Heimath. Wir machen auch in Wien ein Haus, aber meine Heimath liegt am Rhein!"

Es lag in diesen letzten Worten der jungen Frau eine leise Wehmuth, die Frau von Breuning und Eleonore wohl verstanden, die ihnen aber bei Jeannetten, die das Leben im Allgemeinen leicht aufzufassen pflegte, doch auffiel.

„Freilich!" — sagte daher die Hofräthin mit einem prüfendem Blick auf die Freundin ihrer Tochter — „freilich hat das Behagen sein Plätzchen ebenso gut auf der hölzernen Ofenbank, als auf dem weichgepolsterten Sopha, wenn nur die Liebe ihm zur Seite sitzt."

Jeannette erröthete leise, aber sie schwieg. Eine kleine Pause entstand, doch nur in dem Zimmer, denn draußen jagte der Nordost eben wieder den Schnee so gewaltig gegen die Scheiben der Fenster, daß sie laut klirrten und dröhnten.

Die junge Frau hatte unterdessen ihr ganzes

Gleichgewicht wieder gefunden und so sagte sie jetzt, indem sie unbefangen weiter arbeitete:

„Jedenfalls mag Derjenige Gott recht herzlich danken, der eine traute Heimath besitzt. Ihren Werth wird er, wie wir jetzt, gewiß erst recht im Winter empfinden."

„Das ist richtig!" — meinte die Hofräthin — „denn alsdann hat auch der Winter für ihn keine Schrecken; da die Sonne der Liebe in der trauten Beschränkung, die Alles umschließt, was das Herz an Glück bedarf, nicht untergeht. Aber" — fuhr Frau von Brenning dann fort, und der milde Ton ihrer Stimme gewann an Bedeutung — „wißt Ihr auch, Kinder, was die Pflicht eines Jeden ist, der einmal das Glück der Heimathlichkeit und Häuslichkeit kennen gelernt hat? Seine Pflicht ist, dahin zu wirken, daß dieser edle Same nicht verloren gehe, sondern weiter getragen wird. Er hat also mit Ernst und dankbarer Seele dahin zu streben, daß — wird er in das Leben hinausgeführt — ihm an dem neuen Aufenthaltsorte auch eine neue Heimath voller Liebe und Gemüthlichkeit erblühe. Ist er hier mit gutem Beispiele vorangegangen, so mag er sein Wirken auch auf seine Mit- und Nebenmenschen ausdehnen. Denn das Glück eines Staates wurzelt in dem häuslichen Glück der ihm angehörenden Familien. Und" — setzte die Hofräthin noch ernster hinzu — „in diesem Wirken

für Verbreitung häuslichen Glückes liegt ja gerade ein großer Theil der schönen Aufgabe, die uns Frauen geworden. Und sollten unsere Herzen nicht stolzer und freudiger schlagen, wenn wir die Erhabenheit dieses uns von Gott zugewiesenen Berufes erkennen? ein Beruf, welcher dem Walten des Weibes den Adel der Poesie verleiht. Ja! das Weib ist auf Erden die Hohepriesterin der Göttin Poesie, ob sie auch keine künstlichen Canzonen und Ritornelle zu schreiben verstände; wenn sie nur Denjenigen, die das Geschick mit ihr verbunden, das Leben zu verschönern weiß, indem sie ihnen die Heimath lieb und werth macht. Denn die tiefste, die beglückendste Poesie ist .... die Poesie der Heimath!" *)

Frau von Brenning hatte dies mit Wärme gesagt und dabei ihr tiefes, seelenvolles Auge mit mütterlicher Theilnahme und Liebe auf Jeannetten ruhen lassen. Aber wie tief war Blick und Rede auch in das Herz der jungen Frau gedrungen. Sie hatten sich beide verstanden, und indem Jeannette aufstand und sich, die Stirne der Hofräthin küssend, liebevoll an diese anschmiegte, sagte sie:

„Ich danke Ihnen für diesen Wink und Trost zugleich. Versuchen will ich es schon, darnach zu handeln;

---

*) Worte, die selbst einem tiefen poetischen Frauenherzen, dem Herzen Julie Burow's, entquollen.

aber" — setzte sie hinzu, die Hand auf ihr Herz legend, — „ich glaube hier fehlt der Succurs."

„Dann, liebes Kind, rufe Deinen Verstand, Deinen weiblichen Stolz und Dein Pflichtgefühl zu Hülfe. Ich glaube schon, Du hast Dich in allzugroßer Kindlichkeit von dem Schein täuschen, von äußerlichen Verhältnissen blenden lassen; das einmal Geschehene ist aber nicht mehr zu ändern ...."

In diesem Augenblicke klopfte es ziemlich stürmisch an die Thüre; sie öffnete sich noch unter dem „Herein!" der Hofräthin und Ludwig van Beethoven trat in das Zimmer.

Da er in Folge eines leichten Unwohlseins seit mehreren Tagen nicht im Breuning'schen Hause gewesen war, wußte er von dem Besuche nichts. Die fremde Erscheinung überraschte ihn daher auch für den ersten Augenblick unangenehm; er grüßte flüchtig, doch noch während des Grußes stieg ihm das Blut zu Herz und Kopf und mit dem freudig-staunenden Ausrufe: „Jeannette!" streckte er der Freundin Eleonorens, mit der ihm eigenen Herzlichkeit, beide Hände entgegen. Aber in dem gleichen Momente sanken sie auch wieder, wie erschlafft zurück. Ein peinlicher Gedanke schnürte sein Herz zusammen und er stotterte verlegen und mit erzwungener Kälte.

„Entschuldigen Sie, Frau Generalin!" — Den

Namen von Greth aber brachte er nicht über die Lippen; er hätte sie sich lieber blutig gebissen.

Auf Jeannette — die das erste freudige Wiedererkennen von Seiten Ludwigs, wie ein Sonnenstrahl warm und heimisch berührt hatte — machte der schnelle Uebergang zu einer ceremoniellen Kälte einen peinlichen Eindruck. Es war ihr, als ob ihr ein Schwert durch die Seele führe und Thränen traten in ihre Augen, als sie stumm wiedergrüßte.

Frau von Breuning's Scharfblick war nichts entgangen. Sie las in den Seelen der beiden jungen Leute, wie in einem Buche; aber sie hatte sich bei dem ersten Zusammentreffen Beider nach so langer Zeit auch gar nichts anderes erwartet, zumal von Ludwigs tiefem aber starrem Wesen. Und doch war die kluge Frau mit sich eins, daß gerade aus diesem Wiedersehen für beide Herzen ein höherer Frieden und eine gesteigerte Veredlung unter ihrer Leitung hervorgehen müsse.

„Nun!" — sagte sie daher jetzt ironisch lächelnd — „thut Euch einmal gegenseitig rechten Zwang an. Zeigt, daß Ihr in den paar Jahren, die Ihr Euch nicht gesehen, Weltton gelernt habt. Ludwig legt ja ohnedem so vielen Werth auf diese leeren Formen."

„Das nicht!" — sagte dieser, von den feuchten Augen Jeannetten's etwas milder gestimmt — „aber ich kann jetzt doch nicht mehr . . . ."

„Jeannette sagen?“ — frug die Hofräthin. — „Warum denn nicht; in unserem Hause immer. Das schöne, freundschaftliche Verhältniß, das früher uns Alle mit diesem guten Kinde verbunden, hat ja gar keine Veränderung erlitten. Mir ist's in der That gar nicht, als ob Jeannette fort gewesen wäre.“

„Mir auch nicht!“ — rief Eleonore — „obgleich sie mir körperlich und geistig schrecklich über den Kopf gewachsen ist.“

Ludwig, aus seiner ersten Verlegenheit gerissen, mußte diese vortheilhafte Entwicklung zugestehen. Es war indessen mehr das erhöhte Selbstbewußtsein der Frau, gegenüber der früheren mädchenhaften Scheu, was ihn überraschte, als die körperliche Entfaltung. Aber eben diese Umgestaltung ließ ihn den einst so schmerzlichen Verlust weniger fühlen; und die schöne innere Haltung, die das jugendliche Frauchen entwickelte, hob diese über das Mädchen-Ideal hinaus, zu einer, für Ludwig weit höheren Verklärung.

Frau von Breuning wußte denn auch diese Stimmung Ludwigs zu fassen, zu lenken und zu steigern. Gewandt, wie sie war, führte sie mit der größten Einfachheit und Natürlichkeit das Gespräch doch immer so, daß in beiden jungen Leuten stets die edlen und idealen Seiten angeschlagen wurden, — nie eine, welche die wunden Stellen berührte, oder verstimmend gewirkt hätte.

So kam es, daß schon nach einer Stunde der alte unbefangene Ton wiederklang, und nach Verlauf einer weiteren, wußte Frau von Breuning, daß ihr schönes Vorhaben gelingen werde.

Und so war es in der That! Ludwig, dessen kräftiger Geist auch die leichtesten Fesseln zu zerreißen gewohnt war, und dessen gerades, ehrliches Wesen keinen geheimen Rückhalt leiden mochte, sagte Jeannetten ganz offen: daß er sie geliebt habe. Aber er erzählte auch unumwunden, wie seine Liebe zu ihr, schon ehe er ihre Verlobung erfahren, sich in eine begeisterte Liebe zu seiner Kunst verklärte. Jeannette hörte dies Geständniß nicht ohne eine leichte Verwirrung an. Aber durch dies Aussprechen und durch diese unumwundene Erklärung in Gegenwart der Frau von Breuning und Eleonoren's war nun auch die Sache in's Klare gebracht. Beide junge Leute athmeten frei auf, da jedem unerlaubten Verhältniß dadurch die Spitze abgebrochen war; während das Interesse, das sie gegenseitig an einander nahmen, nun das Licht nicht mehr scheuen, — eine schöne freundschaftliche Neigung aber Beide beglücken und heben mußte.

Freilich würde dies Glück nicht lange gedauert haben, hätte nicht ein Brief des Generals, der jungen Frau die Nachricht gebracht, daß er dem Kaiser gegen die Türken folgen werde; sie selbst daher, bis zur Be=

endigung des österreichisch-russischen Krieges gegen die Türken bei ihren Eltern bleiben möge. Dadurch ward aber auch wieder von Jeannetten bei den Eltern ein längerer Urlaub für Bonn erwirkt.

Schöner denn je erblühte nun wieder das gesellige Leben im Breuning'schen Hause, indem für dasselbe in der liebenswürdigen, heiteren jungen Frau, eine neue Sonne aufging. Beethoven, Ries, Wegeler, die beiden Romberg's, sowie die Gebrüder Kügelgen fehlten jetzt keinen Tag mehr. Letztere waren dabei doppelt glücklich, da sie — ihr Vater war seit einem Jahre todt — nun der Neigung ihres Herzens folgen und sich ganz und ungetheilt der Kunst widmen konnten.

Am wichtigsten indessen war und blieb diese schöne Zeit für Beethoven. Die innige, aber in den Schranken der edelsten Freundschaft sich haltende Zuneigung Jeannettens, warf einen ganzen Frühling in sein edles Herz, und die Schönheit und Reinheit des Verhältnisses zu ihr, gab den Seelen Beider jene Ruhe, jene Klarheit und wunderbare Harmonie, die sie so oft an Frau von Breuning bewundert hatten und jetzt, als das höchste Glück des Daseins, selbst fühlten.

Ludwig sagte dies häufig ganz offen; er gestand aber auch: daß er seinen Platon nun erst recht verstehe. Und wie trug, hob und begeisterte ihn dies

Alles für seine Musik. Er machte Riesenschritte in dem Studium seiner Kunst, während diese auf sein inneres Wesen veredelnd zurückwirkte.

Und üben denn Zeitmaß und Wohlklang nicht einen gewaltigen Einfluß auf die Ausbildung unseres Inneren? — Gewiß! — Sie brachten auch hier Ruhe und Ebenmaß in eine sonst fast immer stürmisch bewegte Seele.

Melodisch und thätlich lehrend, mit sanft fortgehendem, nie nachlassendem Schwunge schufen sie hier Ordnung; gaben dem Geiste einen hellen, freien und leichten Blick, ein Zartgefühl für das Schöne und Gute mit Vernunft und Wahl begleitet.

Uebrigens wußte Frau von Breuning das gemeinsame Leben in ihrem Hause auch zu einer Schule des guten Geschmackes zu machen. Was unschön oder unedel war, fand hier keinen Eingang.

„Wo giftige, unterdrückende Schatten stehen," — sagte sie oft zu Ries — „kann ohnmöglich eine zarte Sprosse gedeihen. Freiheit des Blicks und Ruhe de Seele müssen die jungen Leute vor allen Dingen gewinnen: denn Knechtschaft unterdrückt Alles Edle; ein beengter Blick läßt uns Verkehrtes und Schlechtes oft für das Rechte und Gute ansehen, und ungeregelte Begierden reißen in den Abgrund. Wissen Sie, was die ganze Quintessenz ist, auf der eine gute Erziehung beruhen muß? Sie läßt sich in wenige Worte zusam=

menfassen: Mehr Aufsicht — weniger Nachsicht; mehr Reinheit — weniger Feinheit; — mehr Arbeit — weniger Genuß!"

Es kam indessen noch etwas hinzu, was diese Zeit zu einer der glücklichsten für Beethoven machte. Er hatte einen Freund gefunden, ganz wie er ihn sich in seiner schwärmerischen Begeisterung für das alte Griechenthum dachte. Zwar fehlte es Ludwig damals ohnedem an lieben Bekannten und Freunden nicht: Stephan und Christoph Breuning und alle die übrigen jungen Männer in diesem Kreise standen ihm nahe genug; aber einen eigentlichen, wirklichen Freund, wie ihn sein edles Herz begehrte, glaubte er jetzt erst in einem talentvollen jungen Musiker, der mit ihm in der churfürstlichen Capelle stand, gefunden zu haben.

Es ging hier Ludwig, wie es uns Menschen so oft geht: das Gute, das Vortreffliche liegt meist ganz nahe; aber gerade weil es uns so nahe liegt, hat es weniger Werth für uns. Wir greifen daher über dasselbe hinaus und sind nun überzeugt, das Beste gefunden zu haben.

Uebrigens lag die freie und willkürliche Wahl eines Freundes auch ganz in des jungen Beethoven eigenthümlichem Charakter. Sein altgriechischer Freiheitssinn, genährt durch das Studium der Classiker, ließ bei ihm keine Art von Octroirung zu; und schon

daß ihn das Schicksal mit den Uebrigen zusammengebracht, und somit auf diese Jugendfreundschaften hingewiesen, schien ihm gewissermaßen ein äußerer Zwang. Frei und eigenwillig mußte daher Derjenige gefunden werden, dem er seine Freundschaft, im Sinne des Wortes, zutragen sollte. Und wie schwer war es dabei ein Freund dieses ganz absonderlichen Characters zu sein!

Aber Ludwig glaubte dennoch — wie schon erwähnt — den rechten Mann in jenem jungen Musiker gefunden zu haben. Begeisterung für die Kunst und die beiderseitigen großen Anlagen waren die erste Veranlassung und der bindende Kitt. Dazu kam, daß Leo Berton mit Ludwig im gleichen Alter stand und sich mit ihm für Griechenland und Platon exaltiren konnte. Eine solche jugendliche Exaltation nach einer und derselben Richtung hin, vereinigt aber junge Leute mehr, als alles Andere.

Berton war, bei feinem Teint und reichem blondem Haar, frisch von Gesichtsfarbe; was ihm allerdings etwas Weiches, fast Mädchenhaftes gab, aber auch etwas ungemein Gefälliges. Besonders gewann indessen seine Stimme für ihn, da ihr einschmeichlerischer angenehmer Ton stets wie vom Herzen kam.

Wenn aber ein Charakter, wie der Ludwig van Beethoven's, etwas erfaßt, so erfaßt er es auch mit der ihm eigenen Kraft, Innerlichkeit und Heftig-

keit. Ludwig wollte in der Freundschaft nicht gegen die alten Griechen zurückbleiben. Er sehnte sich danach, Opfer für sie bringen zu können und Berton gab ihm oft genug Gelegenheit dazu. Erst die letzten Wochen wieder hatte Ludwig im Geheimen wirklich gedarbt, weil er — um den Freund aus einer Verlegenheit zu reißen — ihm das Wenige, was er sich erspart, bis auf den letzten Pfennig gegeben. Solche der Freundschaft gebrachte Opfer hoben aber nur seine jetzt so glückliche Stimmung noch. —

Ludwig van Beethoven schrieb in dieser Zeit freudiger Begeisterung seine ersten Sonaten, sowie die Variationen über Vieni amore, nach einem Thema von Righini, die er Anfangs Jeannetten widmen wollte; aber dann auf das Zureden der Hofräthin seiner Schülerin, der Gräfin von Hatzfeld, dedicirte. Freilich erfuhr die Hofräthin nie, daß diese Aenderung im Entschlusse Ludwigs weniger ihr guter Rath, als der grenzenlose Widerwillen Beethoven's gegen den jetzigen Familiennamen Jeannetten's, den er nie aussprach, veranlaßt hatte.

Ach! es war doch eine goldene Zeit für ihn und für Frau von Breuning auch; denn sie war überglücklich über die vortreffliche Weise, wie sich die Dinge gestaltet hatten, und über die schöne Entwicklung ihres Lieblings. Unter ihrem und dem Einflusse Jeannetten's war das harte, abstoßende, lei-

denschaftliche Wesen Ludwigs fast ganz in den Hintergrund getreten. Sein Eigensinn und seine Starrköpfigkeit machten sich nur höchst selten geltend; ebenso seine übertriebene Empfindlichkeit und Gereiztheit. Die Unterrichtsstunden gab er zwar immer noch mit Widerwillen, aber er bezwang sich doch und gab sie.

Dagegen traten seine guten Seiten glänzender, als je hervor. Niemand in dem kleinen Kreise, der die Hofräthin umgab, war von einem solchen Ehrgeize, im edleren Sinne des Wortes, erfüllt, wie er; bei keinem der übrigen jungen Männer — obgleich sie alle in Fleiß und rüstigem Streben wetteiferten — gab sich eine solche Festigkeit und Entschiedenheit im Ergreifen und Durchführen des Berufes kund, als bei ihm. Und welche geistige Kraft fand sich hier vor; — welcher gigantische Drang, sich einmal in Werken, in großen, herrlichen Schöpfungen der Tonkunst zu bekunden. Und doch dabei wieder diese Seelenreinheit, dieses warme, liebebedürftige Herz, — diese Ehrfurcht, dieses Glühen für die Ideale des Schönen, Edlen, Großen und Erhabenen!

Frau von Breuning war in der That über dies Alles unendlich glücklich; nur war ihr der Sonnenschein für den Augenblick fast zu grell. Sie wußte, welchen Antheil das schöne, edle Verhältniß zu Jeannetten an dieser erfreulichen Entfaltung des jungen

Genies und seines Characters hatte; . . . . wie aber . . . . wenn dieser Impuls aufhörte? und das mußte er doch früher oder später; — wie, wenn Ludwig einmal auch ihrem Hause entrückt wurde und das war ja jetzt die Hoffnung Aller, so schmerzlich es sie berührte. Wie dann? . . . . bei so überwiegender Kraft, bei den gefährlichen und großen Schattenseiten?

Das war die große, schwere Sorge, die sich hier bei allem Glück, bei aller Freude an der Gegenwart, in das treue, mütterliche Herz der Frau von Breuning stahl. Dennoch war sie stark genug, dem guten Saamen, den sie gestreut, und dem von Natur guten Boden, auf den er gefallen, zu vertrauen.

Da trat im Laufe der nächsten Monate ein Ereigniß ein, das in die Frühlingswelt, die sich dem jungen Ludwig van Beethoven erschlossen, einen neuen, zauberhaften Sonnenblick warf.

Wenn Jemand eine Reise thut.

Maximilian Franz, Churfürst von Cöln, war zugleich Hoch- und Großmeister des deutschen Ritterordens und hatte, als solcher, seine Residenz in dem Schlosse zu Mergentheim.

Der Orden der deutschen Ritter oder der heiligen Maria von Jerusalem, war damals kaum mehr ein leiser Schatten, von dem, was er einst gewesen. Wie tausend andere geschichtliche Erscheinungen, der Nothwendigkeit naturgemäß entwachsen, hatte er längst seine Aufgabe erfüllt und sank nun allmälig, als überlebt, seinem Verfalle entgegen.

Großartig und bedeutungsvoll genug, war seine Erscheinung freilich einst in der Geschichte.

Die eigentliche Stiftung fällt bekannterweise in die Zeit der Kreuzzüge und namentlich der Belagerung von Akkon (Ptolomais) 1190, wo einige Bürger aus Bremen und Lübeck für kranke Deutsche aus Segeln Zelte machten. Hatte sich doch der deutschen

Landsleute noch kein Orden angenommen, indem die Johanniter für die Italiener und die Tempelherrn für die Franzosen sorgten.

So klein aber die menschenfreundliche Anstalt der Bremer und Lübecker Bürger anfänglich war, sie fand Beifall bei den Machthabern, ward geordnet und vom Papste bestätigt.

Ihr Ordensgewand war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze; später erlaubte ihnen ein König von Jerusalem, das goldene Kreuz dieser heiligen Stadt in dem schwarzen aufzunehmen.

Das erste Ordenshaus war zu Akkon, wo der Hochmeister residiren sollte! aber bald wurde die Residenz desselben nach Venedig verlegt, bis ihn 1309 das Schloß in Marienburg, das schönste und großartigste Gebäude, welches die Baukunst des Mittelalters hervorgebracht hat, aufnahm.

Mit diesem letzteren Ereignisse entfremdete freilich die Geschichte den Orden seiner ursprünglichsten Bestimmung; aber sie erhielt ihn doch noch immer einem Theile derselben: der Heidenbekämpfung.

An den vierten Hochmeister der deutschen Ritter, Hermann von Salza, war nämlich der Ruf zur Bekämpfung der heidnischen Preußen ergangen. Da Herman von Salza aber schon von dem Könige Andreas von Ungarn für ähnliche Dienste mit Undank belohnt worden war, folgte er der Einladung

des Bischofs Christian von Preußen und des Herzogs Konrad von Masuren erst, nachdem Kaiser und Papst die zu machenden Eroberungen 1228 bestätigt hatten.

So begann denn der dreiundfünfzigjährige Krieg gegen die heidnischen Preußen, welcher mit der Vertilgung dieses Volksstammes endete.

Die Ritter rückten mit Burgen Schritt für Schritt vorwärts in das Innere des Landes; der Papst ließ das Kreuz gegen die Preußen predigen, und mancher deutsche Fürst führte Schaaren bewaffneter Pilger den Rittern zu Hülfe.

Endlich, nach zahllosen Kämpfen gegen das kühne Volk, welches mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und mit Liebe und Begeisterung für seine phantasiereiche Religion unter der Leitung des, in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Griwe (Oberpriesters), aus dem heiligen Romowe (Sitz der Götter), stritt, siegte endlich das Kreuz und führte ein neues Geschlecht an die Stelle der vertilgten Urbewohner.

So erwarb sich der, von vielen Seiten reich beschenkte, mächtige deutsche Orden ein ansehnliches Land, welches bis in das Jahr 1525 unter seiner Hoheit stand. Die entvölkerten Striche wurden nun vornehmlich durch deutsche Ankömmlinge besetzt, und so erblühte das Land nach und nach zu einem glücklichen Wohlstande. Die Blüthe des Ordens in Preußen

fällt jedoch in das vierzehnte Jahrhundert; darauf gerieth er durch die Kriege mit Litthauen und Polen in eine mißliche Lage und verfiel mit dem Jahre 1466.

Im Frieden zu Thorn, den 16. October 1466, mußte der Orden nämlich sein Land mit Polen theilen und polnische Hoheit anerkennen. So bleibt das alte Preußen zwischen dem Deutschherrn-Ritterorden und Polen getheilt, bis 1525 König Sigismund, dem letzten Hochmeister in Preußen, Albrecht von Brandenburg das Ordensland, als weltliches Herzogthum überträgt und dadurch in seiner Nachbarschaft ein kleines Reich stiftet, welches nach nicht dreihundert Jahren wieder umgekehrt über das Sein oder Nichtseins Polen's entscheidet.

Seit dieser Säcularisation nun wurde das Hauptordenshaus nach Mergentheim in Schwaben verlegt, und die Besitzungen des Ordens in elf Provinzen getheilt, die zusammen ungefähr vierzig Quatratmeilen mit 90,000 Einwohnern ausmachten. Das Hochmeisterthum fiel an Oesterreich, und war auf diese Weise Maximilian Franz, schon seit dem Jahre 1780 von seinem Oheime überkommen *).

---

*) Durch den Preßburger Frieden 1805 erhielt der Kaiser von Oesterreich für immer die Würde eines Hochmeisters des deutschen Ordens; 1809 aber bei dem Wiener Friedensschluß wurde der Orden ganz aufgehoben und seine Besitzungen den Fürsten über-

Da dem Churfürsten nun, als Hochmeister, die Pflicht oblag, wenigstens zeitweise in Mergentheim zu residiren, so erging schon mit dem Monat April die Weisung an alle Hof-Chargen und Hof-Bediensteten — mithin auch an die Hofkapelle — sich bis Mitte Mai zu einer Reise nach Mergentheim und einem längeren Aufenthalte daselbst bereit zu machen.

Eine Reise von Bonn nach Mergentheim war aber in jener Zeit ohngefähr dasselbe, was jetzt eine Reise von Petersburg durch Rußland, Deutschland, Frankreich und Spanien bis nach Madrid ist.

Man bedenke nur, daß das muntere Völkchen des Orchesters und des Theaters dieselbe auf zwei sogenannten Jachten, den Rhein und den Main hinauf zu machen hatten. Das heißt, man brauchte damals — die Biegungen der Flüsse in Betracht gezogen — durchschnittlich zehn Stunden für eine Entfernung, die wir jetzt, getragen von den Flügeln des Dampfes, in einer Stunde zurücklegen.

Und welche Poesie lag für einen jungen Mann, wie Ludwig van Beethoven, der noch nie in die Welt gekommen, in dem Gedanken: die ganze herrliche Reise den Rhein hinauf machen zu können; die

---

lassen, in deren Länder sie lagen. Nur in Oesterreich ist der Orden noch vorhanden. (Vergleiche: Geschichte Preußens von J. Voigt.)

Städte: Coblenz, Bingen, Rüdesheim, Mainz, Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg und Würzburg kennen zu lernen.

Freilich trennte er sich jetzt nicht gern aus dem ihm so lieben Kreise im Breuning'schen Hause; ein süßer, ein heiliger Zauberbann hielt ihn ja dort gefesselt. Aber das Geschick war diesmal recht milde gegen ihn: es hob gewissermaßen, gerade für diese Zeit, den Zauberbann auf, das heißt: Jeannette wollte doch ihre Kindespflicht nicht vernachlässigen und ging für einige Monate zu ihren Eltern nach Cöln, woselbst sie ja auch ihr Gatte glaubte.

Welches jugendlich kräftige Herz hätte aber nicht schon voll Reiselust geschwellt! Sie ist ja gerade der so nöthige Gegensatz gegen das, an und für sich so edle und löbliche Streben, einen eigenen Heerd zu gründen, um den sich in schöner Häuslichkeit die Familie liebend sammelt.

Die Häuslichkeit ist das schützende Eden, in dem wir Kindheit und Jugend verleben sollen. Sie ist so recht geschaffen zur ruhigen, gedeihlichen Entwickelung. Wir sollen sie lieb gewinnen, aber nicht — um durch sie verwöhnt — zu kraftlosen Stubenhockern, zu kleinlichen, pedantischen Menschen zu werden. Darum hat die Natur auch, namentlich in die Brust des Jünglings, die Reiselust gelegt: den fast unwiderstehlichen Trieb: hinaus in die Welt zu gehen

und sich umzusehen in Süd und Nord, in Ost und West. Dort erfaßt ihn denn das Leben, rüttelt und schüttelt ihn, macht ihn gewürfelt — läßt ihn ringen und kämpfen und streben nach Lust und Verdienst; nach Ruhm und nach Ehre, nach Weib und Kind, nach Glück und Größe!

Und wenn er dies Alles — oder auch Einzelnes nur — gefunden, und er müde geworden, in den Stürmen des Lebens, dann taucht in dem tiefen Grunde seines Herzens die Erinnerung an den Frieden der Jugend wieder auf, und zeigt ihm das stille Glück der Häuslichkeit..... als den erwünschten Hafen der Ruhe.

So haben beide Gefühle die Liebe zur Heimath und der Trieb hinaus in die Welt zu stürmen, ihre volle Berechtigung im Leben, und gehören zu den großen Triebfedern, die in dem Meisterwerke des Weltganzen so unendlich weise angebracht sind.

Ludwig van Beethoven erfüllte aber auch noch ein anderer Gedanke: er hoffte manches Neue in Betreff seiner Kunst zu hören, zu sehen und zu lernen. So freute er sich auf den Canonicus Sterkel*), den

---

*) Johann Franz Xaver Sterkel, ein sehr gefälliger und sauberer Komponist und Clavierspieler, 1750 zu Würzburg geboren, studirte Theologie, ward 1778 Organist und Hofcaplan zu Mainz, reiste 1779 mit einer Unterstützung seines Fürsten nach Italien, ward bei seiner Rückkunft Canonicus in Mainz und — nach Righini's Tod — Capellmeister daselbst, wo er 1817 starb.

Componisten der Oper, „Farnace", der sich eben in Aschaffenburg aufhielt und um jene Zeit als einer der ersten Klavierspieler galt. Auch Righini*), den vortrefflichen Sänger und Componisten, hoffte er kennen zu lernen. Kein Wunder, daß Beethoven mit Entzücken und jugendlicher Ungeduld dem Zeitpunkt der Abreise entgegensah; waren doch auch noch dazu Ries, Wegeler, die beiden Romberg und namentlich Berton seine Reisegefährten.

Dennoch kam der Anfang des Monats Juni herbei, bis Maximilian Franz Bonn verließ. Da aber stürzte eines Nachmittags Wegeler auf Ludwigs Zimmer und verkündete diesem unter lauten „Hurrahs!", daß übermorgen frühe um fünf Uhr die beiden Jachten mit ihrer munteren Befrachtung abgingen.

Und welch' ein Leben war dies nun, als jener Morgen kam! Er selbst begrüßte die Erde so frisch,

---

*) Vincenzo Righini, 1760 zu Bologna geboren, durch Pater Martini gebildet, ausgezeichneter Gesanglehrer und guter Sänger, auch Componist. 1783 Capellmeister des Churfürsten von Mainz. Componist der „Armida", „Alcide", „Arianna" u. s. w., der Messe zur Krönung Leopold's II. und 1810 des „Tedeums" zur Geburtsfeier der Königin Louise von Preußen. 1793 Capellmeister in Berlin. Starb 1812.

Gut ineinander geflochtene Instrumentirung, Melodie, Klarheit, Mozart'sche Gemüthlichkeit und Tiefe zeichnen seine Tonschöpfungen vortheilhaft aus.

strahlend und heiter, wie ein junger, lächelnder Gott. Der Himmel glänzte im herrlichsten Blau, die Sonne stieg hinter dem Siebengebirge wie eine Königin auf, und Vater Rhein schien seine grünen Wellen noch einmal so munter dem Meere entgegenzurauschen.

An dem Ufer aber, dem Rheinthore gegenüber, lagen zwei prächtige Schiffe, sogenannte Jachten, mit Laub und Blumen bekränzt und fröhlich beflaggt. Jetzt eben luden, unter dem Jubel der Zuschauenden und von den tollsten Späßen des Meister Lux begleitet, die Matrosen ein Fäßchen Wein nach dem anderen in den Schiffsraum. Auch Körbe mit Brod, Schinken, Würsten und anderen Eßmaterialien fanden hier Eingang und wurden von den am Ufer in freudiger Erwartung harrenden Mitreisenden, so wie von den neugierigen Blickes Nachschauenden mit Freudenrufen begrüßt. Besonders die Jugend Bonn's betheiligte sich auf das lebhafteste bei diesem bedeutsamen Schauspiele; aber ihr Jauchzen kannte keine Grenzen, wenn Lux im Uebermuthe der Freude, kleine Geldmünzen unter sie warf. Unter Schreien, Lachen, Schimpfen und Raufen warfen sich dann die Massen übereinander, Jedes nach dem kleinen Geldstücke begierig greifend und suchend, — Eines das Andere zurückstoßend, wegreißend, oder an den Haaren fassend; bis die ganze Masse — an der Erde liegend —

einen dichten Knäuel von Köpfen, zappelnden Armen und in die Höhe gestreckten, nackten Füßen bildete.

Lux und die meisten übrigen Anwesenden schüttelten sich dann vor Lachen, und neue Geldspenden erneuten die, wenn auch nicht gerade ästhetischen, doch wirklich drolligen Scenen. Aber nicht alle Mitreisenden waren in ihrer Freude so ausgelassen, wie Lux; es gab auch Andere, die nicht minder glücklich, aber stiller vergnügt waren. Zu diesen gehörte Beethoven und seine näheren Bekannten: Berton, die Rombergs, Ries, Wegeler und die beiden Kügelgen, die auf eigene Kosten die Reise mitmachten.

Jetzt endlich waren sämmtliche Vorkehrungen vollendet, die Mitglieder der Churfürstlichen Capelle und des Theaters stiegen ein und unter Absingung eines heiteren Liedes, stießen die Schiffe vom Lande. Da krachten die Böller am Ufer, die Tücher der Zurückbleibenden wehten den Abschiedsgruß und in manches Auge traten Thränen und mancher Seufzer, über die weite, gefährliche Reise der Dahinschwimmenden, entschlüpfte der Brust einer daheim bleibenden Mutter, Frau oder Braut.

Auch Ludwig und seinen Freunden wehten Tücher aus den Fenstern eines Gartenhauses am alten Zolle nach, und freudig erwiederten die Ziehenden den Scheidegruß. Sie wußten ja, welche treue aufrich-

tige Liebe sie dort zurückließen, um sie bald wiederzufinden.

Mit dem jungen Beethoven aber zog noch ein anderes Gefühl, das ihn so recht glücklich, froh und heiter stimmte. Es war der Gedanke an ein liebes — jetzt fernes Wesen.

Wie schnell und glücklich aber verschwanden nun der ganzen Gesellschaft die nächsten Tage. Da der Churfürst sich nicht geraden Weges nach Mergentheim begab, sondern einige Abstecher an die benachbarten Höfe machte, so hatte die Reise keine Eile. Man landete daher an den schönsten Punkten und besuchte dieselben in Gemeinschaft. So wurden die hauptsächlichsten Burgruinen des Rheinthales bestiegen, und die Lust und der Witz des munteren Künstlervölkchens stieg bei diesen Partien oft bis zur tollsten Ausgelassenheit. Es versteht sich von selbst, daß Lux dabei immer der Hauptmann und Tonangeber war. Aber es wurden auch Alle in diesen Strom der ungebundendsten Heiterkeit: von dieser selbst, der göttlichen Gegend, dem prächtigen Wetter und tausend komischen Zufälligkeiten hineingezogen; selbst Ries und der junge Beethoven. Mußten denn nicht schon die vielen entzückenden Sinneneindrücke, durch ihre wonnige und gewaltige innere Bewegung, alles Beengende sprengen und abstreifen?

Von allen den fröhlichen Menschen fielen die Sor-

gen, wo sie vorhanden waren, wie welke Blätter ab. Jedermann fühlte sich selbst wie neu geboren, und für Niemanden hier gab es eine Vergangenheit und eine Zukunft mehr — — nur Gegenwart — — glückliche, heitere, fröhliche Gegenwart!

Mit welchem Jubel begrüßte man in den ersten Tagen: Andernach, Coblenz, die Ruine Stolzenfels, die bestiegen wurde, — das freundliche Boppart, Bornhofen und die Brüder, St. Goar und St. Goarshausen, so reizend gelegen, — die prächtigen Felsen der Loreley, das Großartigste, was der Rhein bietet, — Caub und die Pfalz. Auch zu Bacharach wurde angelegt, um die herrlichen Ueberreste der Wernerskirche zu beschauen und namentlich der Vortrefflichkeit des dort wachsenden Weines seine Ehrfurcht thatsächlich zu beweisen. Ließ sich doch schon Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) jährlich ein Fuder davon nach Rom kommen; und gab doch Kaiser Wenzel sogar für vier Fuder dieses Weines der Stadt Nürnberg ihre Freiheit.

Auch Beethoven und die Freunde ließen hier die Gläser mit doppelter Lust und auf das Wohl Gerhard und Karl Kügelgens erklingen, da Bacharach deren Geburtsort war.

Wirklich wurde fast des Guten zu viel gethan, so daß, als die Gesellschaft unter den ausgelassensten Scherzen und Witzen über Lux, der sich gar nicht

trennen wollte, wieder eingestiegen, und die beiden Jachten gemächlich auf den grünen Fluthen des Vater Rheines Rüdesheim zuschwammen, Lux — in dem Schmerze über die Flüchtigkeit aller Genüsse eine Guitarre ergriff, sich auf ein leeres, aufrechtstehendes Weinfäßchen setzte und mit dem Ausdrucke einer unvergleichlich komischen Wehmuth folgende Strophen eines alten Kirchenliedes sang:

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Ist der Menschen Leben!
Nehm' es vorwärts und von hinten,
Du wirst immer Nebel finden,
Welcher plötzlich muß verschwinden.

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Ist des Menschen Stärke!
Der des Löwen Schlund zerrissen,
Tausend auf einmal geschmissen,
Hat auch in das Grab gebissen.

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Ist des Menschen Ehre!
Trägt man dich des Todes Straßen,
Wird der Bauer auf der Gassen
Seinen Hut wohl sitzen lassen.

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Ist der Menschen Wissen!
Plato, der so kunstvermessen
Wie eim Gockelhahn gesessen,
Hat schon längst auch ausgefressen.

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Ist ein froh Genießen!
Aber Lust läßt sich nicht binden:
Kaum daß sich die Freuden finden,
Siehst du sie auch wieder schwinden.

Lux, der immer wehmüthiger in Stimme und Gebärden geworden, wischte sich hier, zum unendlichen Jubel der ganzen Gesellschaft, mit der drolligsten Miene von der Welt erst den Mund ab und dann eine Thräne aus den Augen; worauf er — wie in Schmerz zerfließend — aber mit einem gewaltsamen Ausdruck auf das jedesmalige „Ach!" mit den Worten schloß:

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Sind der Menschen Schätze!
Deinen Erben, die schon lachen,
Mußt du deine beste Sachen
Und dem Tod die Haut vermachen.

Der Arm mit der Guitarre sank hier wehmüthig und matt an der Seite des Sängers herab; aber zugleich donnerte ein endloses „Bravo! Bravo!" von den Schiffen über den Rhein.

Da rief eine Stimme: — „Lux soll unser König sein!" und im Augenblicke wiederholten Alle, wie aus einem Munde: „Ja! Lux soll unser König sein!"

„Gut!" — sagte Lux, sich erhebend, — „aber ich will nicht das: „Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig..."

auch auf mein Königthum angewendet wissen; also, wie lange soll ich Euer König sein?"

„So lange die Reise bis nach Mergentheim dauert!" — rief die Prima Donna lächelnd.

„Seid Ihr's zufrieden?"

„Ja! Ja!" — schallte es von allen Seiten.

„Vortrefflich!" — meinte Lux und gab sich ein fürstliches Aussehen. — „Aber der Teufel regiere Euch ausgelassenes Volk allein."

„So wählt Euch Minister!"

„Das will ich auch und einen ganzen Hofstaat dazu!"

Und Lux fing nun an, die köstlichsten Ernennungen zu machen. Die Prima Donna erhob er zu seiner Königin; Ries, — der vom Churfürsten als Zahlmeister bestellt war — ward Minister des Innern und der Finanzen; — der Paukenschläger, der „Aeußerer" hieß, erhielt die Würde eines Minister des Aeußeren. Berton, der eine fürchterlich schlechte Hand schrieb, ward zum Staatssecretär ernannt. Wegeler bekam den Titel eines Weg-Inspectors; — Andreas Romberg trat in die Würde eines Hofkaplans; der Fagottist, der bekanntlich sehr dem Trunke ergeben, in die des Mundschenken; die Kügelgen wurden Zapfjungen; aus dem Chor der Damen bildete der neue König seine Pagen; — Bernhard Romberg und Beet-

hoven wurden zu Küchenjungen ernannt*) u. s. w. bis Alle ihre Chargen und Aemter hatten. Aber Alle bekamen auch ihre vollständig ausgefertigten Diplome, datirt: „auf der Höhe von Rüdesheim," und mit einem großen, im Deckel einer Schachtel in Pech abgedrückten Siegel versehen, das durch einige aufgedrehte Fäden eines Schiffseils an dem Diplome befestigt wurde**).

Welchen fortwährenden Jubel aber erregte dieser Scherz. Auch beschäftigte er die ganze Gesellschaft, bis man zu Bingen, wo übernachtet werden mußte, landete.

Ein schönes und gutes Wirthshaus, am Rheine gelegen, nahm die ganze Befrachtung der beiden Jachten auf, natürlich unter der Bedingung: daß sich der größere Theil der Gesellschaft mit einem Nachtlager von Stroh, in dem Wirthssaale bereitet, begnügen müsse, da viele Zimmer des Hauses schon besetzt waren und die übrigen den Damen und ersten Mitgliedern eingeräumt werden mußten. Aber ein solches allgemeines, improvisirtes Nachtlager war erst

---

*) Historisch.

**) Thatsache: Dies Diplom, datirt: „auf der Höhe von Rüdesheim", sah Wegeler noch im Jahre 1796 in Beethoven's Verwahrsam. Die ganze Reise blieb für Letzteren eine Quelle der schönsten Erinnerungen. Wegeler und Ries: „Biographische Notizen über L. van Beethoven." S. 17 u. 18.

recht im Sinne der jungen Künstlerwelt, und schon die Ankündigung desselben ward mit Jubel begrüßt.

Vor der Hand war man indessen noch nicht so weit, da der Abend erst anbrach. Jeder suchte es sich daher bequem oder angenehm zu machen, als Lux plötzlich jubelnd hereinstürzte, einen langen Papierstreif, der wie eine Fahne flatterte, hoch in die Lüfte haltend.

„Kinder, Kinder!" — rief er dabei und sein Gesicht glänzte vor Freude — „vielgeliebte Unterthanen und Stützen meines Thrones! Ich bringe Euch eine göttliche Nachricht!"

„Nun?" — riefen Alle, sich schnell um ihren König sammelnd; — „was ist es?"

„Schauspieler sind hier! edle herrliche Söhne der Musen!" — rief Lux weiter.

„Was, in Bingen? — Hier in diesem Neste?" — schallte es von allen Seiten.

„Und sie wollen hier spielen?"

„Freilich!"

„Und wo?"

„In einer Scheuer."

„Und was?"

„Das heroische Trauerspiel: Agnes Bernauerin!"

Ein homerisches Gelächter erfüllte jetzt den ganzen Saal.

„Das müssen wir sehen! Das müssen wir sehen!" — hallte es in dem weiten Raume wieder.

„Ja!" — rief Lux — „und es wird nicht der einzige Genuß sein, der uns geboten wird."

„Wie so?" — frug die Prima-Donna.

„Nun, meine edle Königin!" — fuhr Lux hoheitsvoll fort — „weil der generense Director hier auf dem geschriebenen Zettel verspricht: die hohen Gäste auf dem ersten Platze auch mit gutem Bier und Tabak zu bedienen!"

„Bravo! Bravo!" — erschallte es jetzt herüber und hinüber und das Lachen und die ungemeine Bewegung, die sich in der ganzen Gesellschaft kund gab, bewiesen die Ungeduld Aller, diesem großartigen Auftreten der edlen Kunstgenossenschaft beizuwohnen. Aber Lux rief noch einmal um Ruhe.

„Nur eines noch, Kinder und vielgeliebte Unterthanen: verrathen wir nicht, wer und was wir wirklich sind! Oder noch besser: laßt uns ein Lustspiel im Trauerspiel aufführen. Ich bin ja ohnedem durch der Heiterkeit Gnaden, Euer König und Herr und hier — unsere reizende Prima-Donna. Madame Walter, — ist durch der Schönheit und Liebe Gnaden unsere angebetete Königin. Also wohlgemerkt, du Völklein in Apoll: Wir entbieten Euch, Uns gehorsamst zu folgen, und Unseren und Eueren Rang zu wahren. Wir werden übrigens diesen Abend das

Trauerspiel incognito, als Graf von der Luxen, besuchen, wornach sich zu richten ist."

„Prachtvoller Gedanke!"

„Herrlich!"

„Das setzt dem Tage die Krone auf!"

„Ein göttlicher Kerl, der Lux!" — rief es durcheinander. Lux aber langte aus seinem Koffer einen großen Theaterorden, befestigte ihn auf seiner linken Brust, und reichte der Walter gravitätisch den Arm. Diese sträubte sich zwar im Anfange — des Bieres und Tabakes wegen — ein wenig, ließ sich aber doch endlich erbitten; hierauf nahmen die Herren so weit es reichte, die übrigen Damen am Arme und der Zug setzte sich in Bewegung.

Beethoven, Ries und die übrigen Freunde zogen es vor, dem tollen Schwarme in einiger Entfernung zu folgen. Sie waren heiter genug gestimmt, sich nicht auszuschließen; doch zitterte in den Meisten von ihnen — namentlich in Ludwig — ein dunkles, peinliches Gefühl durch die Seele, das unbewußt den armen Menschen, die sich hier herabwürdigten, und der in den Staub getretenen Kunst, galt.

Desto glücklicher waren die Anderen. Als sie sich der elenden Scheuer nahten, in welcher Melpomene heute ihren Thron aufgeschlagen, wich die gaffende Menge ehrerbietig zurück. Der Director aber, eine

echte Hüttenfigur mit verlebten Zügen und seine Gattin, die — in ihren grellrothen Shawl gehüllt, einer Vogelscheuche nicht unähnlich — an der Kasse saß, fielen vor Entzücken über diesen Zudrang und vornehmen Besuch fast in Ohnmacht.

Als die Reisegesellschaft herangetreten, warf Lux mit Protectormiene einige größere Geldstücke hin, welche, da die Person nur zwei Dreier zu zahlen hatte, mehr als für die ganze Gesellschaft ausreichten; dennoch bezahlten Manche ihr Eintrittsgeld noch besonders.

Dem Director gingen bei diesem Reichthume, wie er ihn noch nie an einem Abende in seiner Kasse gesehen, die Augen ordentlich über. Er wagte kaum an einen Begleiter des besternten Herrn die demüthige Frage: Wer denn seine durchlauchtigsten Gnaden seien, welche seine Künstlergesellschaft heute beehrten?

„Ei!" — sagte der Chorist, an den diese Frage gerichtet war — „wissen Sie das nicht? Es ist seine Excellenz der durchreisende Graf von der Luxen mit Gefolge."

„Graf von der Luxen?" — wiederholte der Director mit verklärtem Angesichte. — „Ich werde von heute an, jedesmal auf meine Zettel schreiben: Diese berühmte Künstlergesellschaft hat auch zu öfteren Malen unter den hohen Augen seiner hochgräflichen Gnaden von der Luxen gespielt."

Graf von der Luxen und die Seinen waren

indessen in dem Innern der Scheune angelangt. Die Einrichtung war vortrefflich. Ein großes altes Schiffsegel, hie und da etwas durchlöchert und von dem Zahn der Zeit verletzt, übrigens nicht gerade allzu schmutzig; trennte den Zuschauerraum von der Bühne. Vor diesem extemporirten Vorhange saßen drei Dorfmusikanten — eine Geige, ein Baß und eine Posaune — deren wirklich erstaunenswerthe Leistungen in Beethoven ganz absonderliche Ideen, in den Ohren der Uebrigen ein wahres Entsetzen erregten.

„Aber, bester Gatte!" — rief jetzt Madame Walter, ihr endloses Lachen hinter dem vorgehaltenen Schnupftuche verbergend - „meine Ohren! Ich werde nie wieder singen können!"

„O! gräfliche Gnaden!" — sagte der Angeredete mit Würde — „das wäre ein entsetzlicher Verlust für die Welt. Wir werden sehen, ob Wir das Uebermaß dieses Kunstgenusses nicht durch eine Maß Bier abschneiden können."

Und der Graf von der Luxen ließ den drei Tonkünstlern eine Maaß Bier und entsprechenden Käse und Tabak reichen. Sofort legten diese denn auch mit unbeschreiblicher Ruhe und Gemüthlichkeit ihre Instrumente hin und fingen zu schmausen und zu schmauchen an, in welcher wichtigen und angenehmen Beschäftigung sie auch mit stoischer Ruhe verharrten, ob auch der Director noch so oft hinter dem Segel-

tuch hervorrief: „Spielen! Aufspielen!" — „In des Teufels Namen, so laßt doch das Fressen und Saufen und spielt auf!"

Vergebens! Apoll hatte hier seine Herrschaft verloren; das materielle Element war Sieger geblieben über das ästhetische. Aber die guten Musiker waren es nicht allein, die hier dem Gerstensafte und dem Tabak zusprachen. Unmittelbar hinter den drei, das Orchester bildenden Musici, standen, als auf dem ersten Platze, zwei lange Tische von rohem Holze, auf welchen dem Versprechen nach, diverse Bierkrüge aufgepflanzt waren. Thonpfeifen und Tabak lagen daneben, oder waren schon von einigen ehrsamen Bürgern in Beschlag genommen. Da qualmte es denn recht anmuthig und von so feinem Kraute, daß die Gräfin von der Luxen und ihre Damen sich vor Entsetzen mit den Taschentüchern die Nasen zuhielten.

Noch schöner war es auf dem zweiten und dritten Platze — d. h. auf den hinteren und hintersten Bänken — zu welchen man für einen Dreier und sogar der Binger Jugend zu Liebe, für vier Pfennige Zutritt hatte. Ein „gewähltes Publikum" konnte man daher die hier Versammelten gerade nicht nennen; aber Wahlverwandtschaft in den Späßen, dem lauten Schwätzen und anderen Unarten herrschte doch unter ihnen.

Die Unarten aber wurden trefflich begünstigt durch

die magische Dämmerung, welche einige kleine Oel-lämpchen und Stalllaternen, kaum zum Unterschiede völliger Nacht, zu erhalten im Stande waren.

Endlich begann das verhüllende Segel sich zu bewegen, die Stille der Spannung trat ein. Da fiel das Tuch, der Director hob es auf und trug es auf die Seite.

Aber welcher göttliche Humor lag nun über dieser ganzen Vorstellung, die natürlich nur ein — bis zum dritten Theile mit künstlerischem Unsinn gestrichener — Abklatsch des angezeigten Trauerspieles war. Was bedurfte es denn auch eines verständigen Zusammenhanges des Ganzen, oder der einzelnen Scenen? Finden wir doch ein solches Streichen an ganz anderen Bühnen. Für den Director war es genug, daß etwas gespielt, oder besser gesagt: herunter gearbeitet wurde, was einen das Publikum ansehenden Titel und außerdem einen Anfang und ein Ende hatte; — für die Zuschauer imponirte ein classischer Unsinn viel mehr, als eine solide Verständigkeit. Der Director nahm Geld ein — — die Zuschauer amüsirten sich: Was wollte man mehr!

Für unsere Gesellschaft indessen hätte sich nach dem tollen Tage wirklich gar keine köstlichere Abendunterhaltung finden können.

Herzog Albrecht von Bayern und sämmtliche Ritter, — dürre, halbverhungerte Figuren, zum Theil

mit knabenhaft-dünnen Stimmchen — trugen ihre gewöhnliche Kleidung und deuteten ihr edles Ritterthum nur durch bunte Schärpen, Schilder von Pappendeckel, von den Motten zerfressene, auf die Hüte gesteckte Federn und einen unmäßigen Pathos aus.

Am wundervollsten aber war Agnese selbst; eine unendlich lange, dürre Gestalt von namenlos eckigen Zügen, an der eigentlich nichts rund war, als gerade der Theil des Körpers, der dem jungfräulichen Wesen der edlen Agnese Bernauerin durch diese Fülle am meisten widersprach.

Die Walter und die anderen Damen in dem gräflich von der Lux'schen Gefolge erstickten fast, schon in der ersten Scene, vor Lachen hinter ihren Taschentüchern, da Agnese von der Trauung kommt, und sich ihr schöner Charakter in süßer Verwirrung, in Bescheidenheit und einem mädchenhaften, reinen, unverfälschten Ausgusse der Empfindung zeigen soll. Hier aber schienen nicht nur schon viele Monate über die Trauung vergangen zu sein, — die gute Dame sagte dabei auch ihre Rolle mit schnarrender Stimme, wie ein auswendig gelerntes Pensum her, wobei sie noch das Unglück hatte, jedesmal auf diejenige Seite, oder nach derjenigen Person zu sehen, wohin sie nicht sehen sollte.

Unwillkürlich aber brach das Lachen der von der

Lux'schen laut aus, als Agnese in weinerlichem Tone rief:

„Ich Verbrecherin? — Gott, du weißt es, was ich litt! Dir sagt' ich's ja damals, wie hinreißende Liebe mit jungfräulicher Tugend kämpfte!"

Aber das Lachen steigerte sich noch, als sie, wehmuthzerflossen, fortfuhr:

„Allmächtiger! Du machtest ihn zum Sohne eines großen Fürsten, mich zur armen Bürgerstochter! Ich bin auch ein Mensch!"

Unglücklicherweise stieß die arme Agnese dabei mit einem Fuße an das blau angestrichene Brett, welches die Donau vorstellen sollte, es fiel um — — und — — wie nie ein Unglück allein kommt — — eine Menge leerer Bierflaschen, die sich bescheiden hinter der hölzernen Donau verborgen gehalten, wurden zum allgemeinen Jubel sichtbar.

Aber an solche kleine Mißgeschicke gewöhnt, verfing weder der Sturz der Donau noch der Lärm und das Lachen im Publikum bei Agnesen; sie sprach ganz ruhig weiter, den, noch immer Bier trinkenden und rauchenden Musikanten gemüthlich zusehend.

Den Glanzpunkt der Vorstellung aber bildete doch die Scene bei dem Turniere. Hier kam Herzog Albrecht trotz seiner winzigen Stimme und Figur, so in das Feuer der wildesten Declamation, daß er

gerade in dem Augenblicke, der den größten Kraftaufwand erfordert, — in dem Auge blicke, wo er seine Landsleute zur Empörung aufruft, — einer Steigerung nicht mehr fähig war, und nun — in fast unarticulirten Fisteltönen schreiend — so gewaltig mit den Armen und Händen die Luft durchsägte, so kometenartig auf der Tenne herumfuhr, daß er sämmtliche auf Pappendeckel gemalte Decorationen umwarf, wodurch eine Reihe von alten Fässern und Kübeln, wider welchen die Decorationen gestanden hatten, so wie die dazwischen angebrachten elenden Betten der Gesellschaft, sichtbar wurden.

Jetzt kannte das Hallo der ganzen Zuschauerschaft keine Grenzen mehr und der Rest des Stückes war ein fortwährendes Witzereißen und Jubeln. Da zeigte es sich aber auch, wie vortrefflich es ist, wenn ein tüchtiger Director tüchtig streicht. Jetzt erlaubten sich selbst die Schauspieler, — die durch das Schreien sehr durstig geworden waren und das Ende des Stückes herbeisehnten — ebenfalls noch zu streichen; und so kam, durch Strich an Strich, das fast ganz gestrichene Trauerspiel, als ein improvisirtes Lustspiel bald zu Ende.

Als Lux und die ganze Bonner Gesellschaft die Scheune verließen, mußte Jedes zugestehen, daß es noch in keiner Posse so furchtbar gelacht habe. Namentlich die Damen flüsterten sich allerlei in die Ohren.

Der Tag war übrigens wie zu einem fortwährenden Freudenrausche geschaffen. Als sie in das Wirthshaus zurückkamen, erwartete sie schon eine großmächtige gedeckte Tafel. Rasch wie der Blitz waren die Plätze eingenommen, und nun flogen erst recht, bei dem trefflichen Nachtessen und dem köstlichen Scharlachberger, die Raketen und Feuerräder des Witzes auf.

Nach dem Essen fing man zu tanzen an, und als man gegen Mitternacht auch noch dem Champagner tüchtig gehuldigt hatte und die Herzen und die Köpfe flammten und brannten, rief mit einemale Lux:

„Jetzt, Kinder und Vasallen, kommt die Hauptsache! Euer König, Lux I., incognito Graf von der Luxen, macht jetzt mit seiner Gattin bei Fackelschein zur Abkühlung und Beruhigung noch einen Spaziergang auf die nahegelegene Burg, der Klopp genannt!"

Das war ein Wort zu seiner Zeit, um der Tollheit und Ausgelassenheit des Tages die Krone aufzusetzen.

„Fackeln her!" — „Fackeln her!" — rief es nach allen Seiten; aber so spät in der Nacht waren freilich nur noch wenige zu haben. Indeß auch dies erhöhte nur die Lust. Truppenweise oder Pärchenweise suchte man, so gut man konnte oder wollte, sich auf dem Wege und in den Ruinen zurecht zu finden.

Was glücklich begonnen, endete für Viele aus dem

lustigen Völkchen überglücklich. Wann und wie man nach Hause kam, wußten die Wenigsten. — — —

Ludwig van Beethoven war an diesem Tage auch recht vergnügt gewesen; nur hatte er sich nach dem Nachtessen auf das Zimmer zurückgezogen, das für Director Ries in Bereitschaft stand und welches dieser mit ihm zu theilen, so freundlich war. — Hier, bei offenem Fenster, — den Blick auf den Rhein und das bei nächtlichem Dunkel, wie ein Riese hingestreckte Gebirge des Niederwaldes gerichtet, an dessen Fuße die Lichter von Rüdesheim erglänzten — componirte er noch, im frischen Genusse all der heutigen Reiseeindrücke, das hübsche Lied:

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen!

Umwandlung.

Es gibt kaum eine schönere, hochpoetischere Sage, als die von Orpheus, dessen Lyra selbst die Thore des Orcus öffnete: „Die Musik erschließt dem Menschen ein unbekanntes Reich, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen und doch beseligenden Sehnsucht hinzugeben."

Wer aber einmal Blicke in dies Reich geworfen, diese süße beseligende Sehnsucht empfunden hat, den zieht es mit unwiderstehlicher Macht immer wieder zu Beiden zurück.

Beethoven war, selbst nach der Composition jenes Liedes, zu aufgeregt gewesen, sich zu Bette zu begeben. Ries schlief bereits, und da die Nacht wunderbar schön und milde, blieb er, in Gedanken verloren, an dem offenen Fenster.

Aber wunderbar! mit der Composition jenes Liedes, mit dem Verklingen dieses tollen Tages, — fand in

dem ganz eigenthümlichen Charakter des jungen Beethoven wieder eine jener schroffen und plötzlichen Verwandlungen statt, die das Wesen des jungen Mannes so sehr bezeichneten. War Ludwig weniger wie andere junge Leute für den Genuß anhaltender Freuden geschaffen? – Hatte sein reines Gemüth vielleicht doch heute Manches berührt, was in seinem tief Innersten verletzend zurückgewirkt? — oder waren ihm nur eben wieder, in der Stille der Nacht, die Thore jenes unsichtbaren Reiches aufgeflogen, von dem wir eben sprachen? — — — Kurz! das heitere Wesen, das ihn auf den ersten Tagen der Reise und bis hierher begleitet, schlug um. Er fühlte mit einemmale, daß er genug aus dem schäumenden Becher der Lust gekostet und schob ihn im Geiste mit einem gewissen Widerwillen zurück. Seine innere Welt wuchs — wie ihm dies ja so häufig geschah — über die äußere hinaus.

Unermeßlich, wie die Unendlichkeit, die, sternbesät, sich über ihm ausdehnte, war das Reich, in das er sich jetzt wieder versenkte. Glühende Strahlen schossen durch die tiefe Nacht und Riesenschatten wogten auf und ab, ihn immer enger und enger einschließend — aber nicht vernichtend. Da erfaßte ihn der Schmerz einer unaussprechlichen Sehnsucht, — und die heutige Lust, die so schnell in jauchzenden Tönen emporgestiegen, sank mit einem Schrei hinab und ging unter in den Wogen dieser Sehnsucht. Und es war ihm,

als müsse seine Brust zerspringen, und er griff an sein Herz, das so voll und so bewegt war, als müsse er ihm große Thaten und große Schöpfungen entreißen.

Da entsann er sich plötzlich einer Begebenheit, die jetzt Jahre lang hinter ihm lag: jenes Spazierganges nämlich, den er mit Breuning's und den Freunden einst nach Godesberg gemacht, und bei welchem — gerade als er, einsam wandelnd, zu dem Bewußtsein gekommen war, daß, wenn er durch die Musik wahrhaft groß werden wolle, er auch für sie und diese Idee allein leben und handeln, für sie alle Freuden und Genüsse des Lebens, Freundschaft und Liebe, Reichthum, Ehre und Glück hinopfern müsse — — — — ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln über sein Haupt hingerauscht war.

Jener Moment hatte schon damals bestimmend auf ihn eingewirkt, und Ludwig fühlte jetzt, daß die Kraft dieser Einwirkung noch nicht erstorben sei. Ja sie hatte mit jenem Abend am Rheine, nachdem er Jeanettens Verlobung erfahren, neue Nahrung erhalten. Sein Entschluß von damals war ja stehen geblieben, wie ein Riese, und nur Wolken zogen zeitweise verhüllend vorüber. Vielleicht war er zu hart und zu strenge gegen sich, wenn er auch die Freuden der letzten Tage — die aufblitzende Jugendlust auf dieser Reise eine solche Wolke nannte. Aber wie schon oft, so schleuderte er auch jetzt wieder mit Titanenkraft alle

niederdrückende Ballast von sich und stand wieder frei und von seinem großen Entschlusse getragen und gehoben, wie ein neugeschaffener Mensch da.

Die Freunde staunten eben gerade nicht sehr, als sie den anderen Tag die Umwandlung sahen. Sie waren dies schon an Beethoven gewohnt, und konnten ihm — wenn sie auch hie und da über seinen allzugroßen Rigorismus spöttelten — doch eine gewisse Achtung und stille Anerkennung nicht versagen. Es lag immer etwas Großes und Imponirendes in diesem Wesen Ludwigs, das, bei dem redlichsten und unausgesetztesten Streben, sich doch immer wieder zurief: das ist Alles noch lange nicht genug; — ein noch viel zu matter, von der Gewalt des Irdischen gelähmter Flug! Rüttle frisch die Fittige und schwinge dich auf, zu den leuchtenden Sternen!

Uebrigens fiel überhaupt die Weiterreise der ganzen Gesellschaft — für den nächsten Tag — wenn auch noch sehr lustig, doch matter in Farbe aus, als bisher. Man hatte sich ein wenig übertobt, und erst von Mainz ab, war Lux wieder ein Ausbund von Lustigkeit, Witz und Tollheit, als solcher aber auch der tonangebende Stimmhammer für die ganze Gesellschaft. Er allein wußte freilich warum er so ausgelassen war: Capellmeister Righini hatte ihn im Geheimen für Mainz und Frankfurt mit einer großen Gehaltszulage und dem Versprechen engagirt, seine sämmt=

lichen Schulden in Bonn — und diese waren wahrlich nicht unbedeutend — zu bezahlen. Sollte da Lux nicht in Entzücken aufgehen?

Beethoven schloß sich unterdessen mehr als je an Berton an; auch schien sein Einfluß umgestaltend auf diesen jungen Mann zurückzuwirken, da Leo — unbedingt ein sehr sinnlicher und genußsüchtiger Mensch — sich jetzt wie ein Philosophe mit Beethoven von dem allgemeinen tollen Wesen zurückhielt. Bernhard Romberg behauptete zwar: Berton sei ein falscher Mensch und sein schmeichelndes Anschmiegen an Ludwig müsse einen tieferen, gewiß unlauteren Grund haben. Allein gerade dieser Widerspruch reizte und stachelte Ludwigs Eigensinn und verletzte zugleich sein Selbstgefühl so sehr, daß er sich nun mit der ihm eigenen Starrköpfigkeit fast einzig und allein an Berton hielt. Berton aber hätschelte den Freund auffällig und schmeichelte ihm, wo er konnte; so daß Ludwig van Beethoven — dem es ohnehin nie recht gelingen wollte, in irgend einer Sache den Mittelweg festzuhalten — bald für diese Freundschaft excentrisch schwärmte. Es unterlag keinem Zweifel: er wäre im Sinn des Wortes, für Leo durch Feuer und Wasser gegangen.

Ist es denn auch zu ermessen, welcher hinreißende Zauber, welch' begeisterndes Glück für ein kräftiges, dichterisch und künstlerisch gestimmtes Gemüth in einer

Jugendfreundschaft liegt? Ludwigs großes, edles, liebebedürftiges Herz streckte unwillkürlich, aber auch unaufhörlich die geistigen Fühler nach dem einen, noch nicht gefundenen Etwas aus, das seine ganze Seele einst erfüllen sollte. Er war dabei auf dem rechten Wege; aber er mußte den Weg als Mensch zurücklegen, und konnte er das anders, als menschlich irrend, fühlend, verlangend?

Laßt die reine, Alles umfassende, göttliche Liebe nur Euer wundes Herz recht durchglühen . . . und . . . es ist auf ewig geheilt!

Diese Wahrheit stößt Niemand um; aber nicht für Jeden erscheint diese höchste Fülle der höchsten Liebe im gleichen Gewandte. Dem Einen tritt sie als Weib, dem Anderen als Freund, einem Dritten als Kunst entgegen. Darum sucht das arme Menschenherz so viel . . . . und irrt . . . so oft!

Und doch, — ist denn dieser Irrthum nicht schön?

Gewiß! er ist sogar häufig das Schönste in unserem Leben.

Was der prüfende Verstand zu begreifen nicht vermag, vermag die Liebe aufzufassen; — in ihr und durch sie wird der Mensch erst zum Menschen! Sie ist die Morgensonne alles höheren Lebens; an ihren Strahlen erstehen alle die Millionen und Millionen Blüthen des Daseins Sie ist die erhabendste Idee der Moral und der Vernunft, der süßeste Lebenshauch

der Natur. Wahrheit, Flamme, reines Element, erste Idee des Systemes einer moralischen Weltordnung — — — eigentlichste, höchste und letzte Menschwerdung.

Im Finden der Hälfte seines getheilten Herzens, da überwältigt den Menschen das Gefühl seiner physischen und geistigen, seiner irdischen, wie überirdischen Existenz. Nur in ihr und durch sie ist vollendetes Menschenthum. Der Gedanke freilich erfaßt und erschöpft die Liebe nicht; aber . . . das Herz ergreift, umfängt und begräbt sie in sich. So trägt durch sie ein Jeder eine Welt und ein Weltgericht in seiner eigenen Brust; — ist durch sie angewiesen, die heiligen Schachten edler Menschenregung in den Tiefen seiner innersten Seele zu suchen, zu pflegen, zu bauen und zu bewahren. Die Liebe also ist und bleibt der ewige, göttliche Schutzgeist der Menschheit! —

Der Canonicus.

So schwanden denn die heiteren Tage der Reise dahin, und gewiß selten nur wird eine ähnliche Tour unter glücklicheren Verhältnissen zurückgelegt worden sein. Jugend und frische Lebenslust, Talente in reicher Fülle und von jeder Art, göttlicher Leichtsinn, wie er nur bei einem solchen Künstlervölkchen zu Hause ist und zu Hause sein kann, die Ungebundenheit des Umgangs, welche die prächtigsten Liebesabenteuer in Menge zuließ; ein unvergleichlich schönes Wetter, das mit ungewöhnlicher Beharrlichkeit den Glücklichen lächelte: — alles dies vereinigte sich zu einem wirklich reizenden Ganzen.

Ludwig van Beethoven genoß auf der Weiterreise das Schöne auch; aber mit jenem höheren Ernst und jener Zurückhaltung, die seit Bingen über ihn gekommen. Augenscheinlich schwerer ward dies gesetzte Wesen — das unbedingt allen Ausgelassenheiten entsagte — Berton, der auch oft genug, wenn

er sich von Ludwig nicht beobachtet wußte, in das allgemeine tolle Treiben mit einstimmte. Dennoch lebte Leo zumeist dem Freunde, wie dieser ihm; so daß sie König Lux mit den Scherz-Namen Orest und Pylades belegte.

Der ehrwürdigen Krönungsstadt Frankfurt wurde ein Tag des Aufenthaltes gewidmet; Hanau flüchtig besehen und in Aschaffenburg ein schöner Sonntag verlebt.

Es war an dem Nachmittage dieses Sonntages, als Ries an der Seite des jungen Beethoven durch die Straßen Aschaffenburgs schritt. Eben bogen sie um eine Ecke, als Ries, zu seinem jüngeren Begleiter gewandt sagte:

„Haben Sie denn den Empfehlungsbrief, den Ihnen Simrock an den Canonicus gab, bei sich?"

„Gewiß!" — versetzte Beethoven — „wir müssen doch dort eingeführt sein."

„Dazu brauchten wir den Simrock'schen Brief eben nicht!" — meinte der Director. — „Ich kenne Sterkel schon seit langer Zeit; aber es ist immer gut für Sie, ein freundliches Wort von Bonn mitzubringen."

„Ich freue mich unendlich auf dies Zusammentreffen!" — fuhr Ludwig fort. — „Ich habe eigentlich noch nie einen berühmten Klavierspieler gehört, und Sterkel soll groß auf diesem Instrumente sein."

„Das ist er in der That!" — versetzte Ries — „und war es schon vor zehn Jahren, wo ich ihn als Organist und Hofcaplan zu Mainz kennen lernte. Er zeichnet sich namentlich durch eine sehr gefällige und leichte Manier aus."

„Und gerade hierin möchte ich etwas lernen!" — sagte Ludwig — „denn mein Spiel ist zu rauh und zu hart*)".

„Und doch möchte ich nicht, daß Sie seine Manier durchaus annehmen."

„Das hat keine Gefahr; aber warum nicht?"

„Weil Sterkel mir etwas zu damenartig spielt**)."

„Nun, man hat ja nicht nöthig, sein ureigenthümliches Wesen aufzugeben, wenn man auch von Anderen das Bessere, was gerade ihnen eigenthümlich ist, annimmt."

„Bleiben Sie bei diesen Grundsätzen", — sagte hier Ries — „sie werden Ihnen sehr zu Statten kommen. Aber, lieber Freund, erlauben Sie mir noch eine Frage:"

„Mit Freuden."

„Wie kommt es, daß gerade Ihr Klavierspiel wirklich oft ein wenig hart ist. Sie haben doch so viel Gefühl?"

---

*) A. Schindler: Biographie L. van Beethoven's. S. 23.
**) Wegeler und Ries: Biographische Notizen. S. 17.

Beethoven lächelte. War es nicht auch eine Schwäche des guten Ries, daß er ihn nicht früher schon auf diesen Fehler aufmerksam gemacht hatte, wenn er ihn doch kannte?

„Woher dies kommt?“ — sagte dann Ludwig — „ich glaube ganz einfach, es kommt von meinem vielen Orgelspielen *). Sie wissen doch, daß mir die Orgel an das Herz gewachsen ist.“

Beide Freunde hatten unter diesem Gespräche das Haus des Canonicus erreicht. Ries zog die Schelle und ein alter Diener führte sie sofort in den oberen Stock.

Sie fanden hier, obgleich das Haus alt und unansehnlich war, ein sehr freundliches und geräumiges Zimmer, nicht luxuriös, aber recht geschmackvoll ausgestattet.

„Jetzt bin ich begierig, wie Sterkel aussieht!“ — sagte Beethoven, als sie der alte Diener verlassen hatte, um seinen Herrn aus dem Garten heraufzuholen. — „Ich habe schon oft gefunden, daß man von dem Zimmer mit ziemlicher Sicherheit auf seinen Inhaber schließen kann. Es findet sich meist eine gewisse Harmonie in den Physiognomien beider.“

„Daran hab' ich nun wirklich noch nicht gedacht!“ — versetzte Ries — „aber Sie mögen recht

---

*) Beethoven's eigener Ausspruch.

haben. Ordnung im Innern und Aeußeren correspondiren jedenfalls."

„Ich schließe selbst aus dem Totaleindruck, den dieses Zimmer auf mich macht, auf das Benehmen seines Bewohners."

„Wie so?"

„Nun, — gibt sich hier in dem hellen, freundlichen Gemache bei großer Anspruchslosigkeit nicht auch etwas Feines, sich selbst Achtendes kund?"

„Allerdings!"

„Feines Benehmen aber" — fuhr Beethoven fort — „ist anspruchloses, schlichtes Betragen, das weder der Eitelkeit, noch dem Stolze dient, sich aber ebensowenig weg wirft. Hab' ich es getroffen? Ist das nicht Sterkels Bild."

Ries wollte antworten, als sich die Thüre öffnete und Sterkel selbst eintrat.

Der Canonicus war ein Mann von achtunddreißig bis vierzig Jahren, schön gebaut und von edlen, offenen Gesichtszügen. Beethoven mußte lächeln, als er ihn sah: denn seine Voraussetzung bestätigte sich, sowohl in der äußeren Erscheinung, als in dem Benehmen, so vollkommen, daß sich die beiden Besuchenden hier bald recht wohl und behaglich fühlten.

Eine gediegene Unterhaltung spann sich, nach der üblichen Vorstellung und Abgabe des Empfehlungsbriefes, alsbald an; — eine Unterhaltung, weit ent-

fernt von jener faden Salongesprächsweise, die aus nichts als leerer Phrasenmacherei und einem abgeschmackten Kampf und Wechsel zwischen nichtssagenden Höflichkeiten besteht, welche dazu noch Unwahrheiten oder perfide Schmeicheleien enthalten. Darum eben sind aber auch offene und ehrliche Menschen einer solchen Gesprächsweise gar nicht fähig und gerathen in Verlegenheit, wenn sie in eine solche verwickelt werden.

Hier war man — was nahe lag — auf Klavierspiel, Klaviercompositionen und das Klavier selbst, als bevorzugtes oder nicht bevorzugtes Instrument, gekommen.

„Das Klavier oder unser neuerer Flügel" — sagte jetzt der Canonicus — „hat viel für und viel gegen sich. Es bleibt immer ein mehr für die Harmonie, als für die Melodie brauchbares Instrument."

„Freilich!" — entgegnete Beethoven — „der feinste Ausdruck, dessen dies Instrument fähig ist, gibt der Melodie nicht das regsame Leben in tausend und abertausend Nüancirungen, das der Bogen des Geigers oder der Hauch des Bläsers hervorzubringen im Stande ist."

„So ist es!" — meinte Sterkel. — „Der Spieler ringt vergebens mit der unüberwindlichen Schwierigkeit, die der Mechanismus, der die Saiten durch einen Schlag vibriren und ertönen läßt, ihm entgegen-

setzt. Wer sollte diese Schwäche mehr und besser kennen, als gerade ich."

„Und doch" — sagte hier Ries — „haben gerade Sie, wie alle Welt weiß, so große Siege auf diesem Instrument gefeiert."

„Weil es auch seine vortrefflichen Seiten hat!" — versetzte Sterkel freundlich. — „Denn es gibt gewiß kein Instrument, welches wie der Flügel, in vollgriffigen Accorden das Reich der Harmonie umfaßt und seine Schätze in den wunderbarsten Formen und Gestalten dem Kenner entfaltet. Nur gehört dann noch etwas Anderes dazu: ein tüchtiger Componist, der das Klavier zu behandeln versteht. Aber wie viele haben wir deren?"

„Männer, wie Sie", — sagte Beethoven, — „müssen und werden sie hervorrufen. Hat dann aber auch die Phantasie des Componisten ein ganzes Tongemälde mit reichen Gruppen, hellen Lichtern und tiefen Schattirungen ergriffen und auf das Papier geworfen, so kann es der ausführende Künstler — sei es nun der Componist selbst oder ein Anderer — an dem Flügel dermaßen wiedergeben, daß es aus der inneren Welt farbig und glänzend — eine neue Schöpfung — hervor und mit hinreißendem Zauber in das Leben tritt."

„Ja!" — rief Sterkel mit einem freundlichen Lächeln, das ein Ausdruck seiner Begeisterung für

seine Kunst war — „etwas zauberartiges liegt allerdings in diesem Wiedergeben und doch gewissermaßen auch Neuschaffen. Die vollstimmige Partitur, dieses wahre musikalische Zauberbuch, das in seinen Zeichen alle Wunder der Tonkunst, den geheimnißvollen Chor der manichfaltigsten Instrumente bewahrt, wird unter den Händen des Meisters an dem Flügel belebt. Und doch! wissen Sie, meine verehrten Herren, mit was ich ein in dieser Art selbst gut und vollstimmig vorgetragenes Stück aus der Partitur immer vergleichen muß?“

„Nun?“ — frug Ries.

„Mit einem wohlgerathenen Kupferstich, der einem großen Gemälde entnommen wurde. Was ist er, gegen das ursprüngliche Kunstwerk?! — Nein! nein! . . . . aber zum Phantasiren, zum Vortragen von Sonaten, Trios, Quartetten, Quintetten u. s. w., wo die gewöhnlichen Saiteninstrumente hinzutreten, da sind Klavier und Flügel vorzüglich geeignet.“

„Sicher,“ — sagte Beethoven — „weil es hier ganz auf die harmonische Ausarbeitung ankommt, die das Hervortreten einzelner Instrumente in glänzenden Passagen von selbst ausschließt.“

„Einverstanden!“ — rief Sterkel, und betrachtete Beethoven mit Wohlgefallen. — „Nur vor Einem müssen sich junge Künstler hüten: vor den ge-

wöhnlichen Klavierconcerten. Vor diesen habe ich einen wahren Widerwillen!"

„Und warum?" — frugen Ries und Beethoven erstaunt.

„Weil hier gewöhnlich die Virtuosität des einzelnen Spielers in Passagen und im Ausdruck der Melodie geltend gemacht werden soll. Der beste Spieler aber auf dem schönsten Instrumente macht mit allen forcirten Passagen nur Seiltänzerkunststückchen, — sowie er, im Ausdruck der Melodie, vergebens nach dem strebt, was in dieser Beziehung der Violinist mit leichter Mühe erringt."

„Ja freilich" — meinte Ries — „wenn nur die Fertigkeit der Finger zu bewundern bleibt, dann ist wenig gewonnen; aber das rühmt man ja gerade bei Ihnen, daß Sie das Gemüth anzusprechen wissen."

„Weil ich als Componist dafür sorge" — sagte Sterkel — „daß ein einfaches aber fruchtbares, zu den verschiedensten contrapunktischen Wendungen taugliches Thema jedem Satze zu Grunde liegt."

„Und!" — rief Beethoven — „daß alle übrigen Nebenthematas und Figuren dem Hauptgedanken innig verwandt sind, so daß das Ganze das Herz anspricht, und sich alles gar lieblich und nett zur höchsten Einheit verschlingt und ordnet. Ich kenne das, Herr Canonicus, denn Ihre Compositionen sind mir immer die liebsten gewesen."

„Das freut mich von meinem Nebenbubler zu hören!" — sagte Sterkel lächelnd.

„Wie so Nebenbubler?" — frug Beethoven.

„Nun!" — fuhr jener fort — „Sie, junger Mann, fangen an, mir bei meinem Ruhme warm zu machen; Ihre Variationen über „Vieni amore", Thema von Righini, sind eine vortreffliche Schöpfung. Ich besitze sie, und spiele sie sehr gern."

„So glauben Sie, daß ich es wagen darf, auf diesem Wege weiter zu gehen?"

„Wagen?! — Lieber, junger Mann, wenn Sie so fortfahren, so wird der Name Beethoven bald in aller Welt Munde sein."

„Das ist allerdings mein schönstes Ziel und mein liebster Wunsch."

„Dann vorwärts, Herr Kammermusikus, wir können tüchtige Componisten gebrauchen. Es regt sich ohnedem jetzt eben gewaltig auf dem Felde der deutschen Musik; was haben in der neueren Zeit Haydn, Dittersdorf, Gluck und unser herrlicher Mozart nicht Alles gethan."

„O Mozart! Mozart!" — rief hier Beethoven und seine Augen leuchteten begeistert auf — „er ist mein Abgott. Jetzt erst zwei und dreißig Jahre alt, erfüllt sein Ruhm schon alle Welt."

„Und das mit Recht!"

„Wie groß, wie herrlich sind seine Opern „Ido-

meneo," „die Entführung," „Figaro," — seine, Haydn dedicirten, Violinquartette, seine Symphonien in G minor und C major und vor allen Dingen: welch' colossales Meisterwerk ist sein „Don Juan!" Wie drang Mozart, dieser herrliche Mann, in die Geheimnisse der Harmonie ein; — wie wirkt er durch sie auf das Gemüth der Menschen. Ihm sind die Zahlenproportionen, die den Meisten nur todte starre Rechenexempel sind und bleiben, magische Formen, welchen er eine Zauberwelt entsteigen läßt!"

Beethoven war bei diesen Worten aufgesprungen und ging, heftig bewegt, im Zimmer auf und ab. Die beiden älteren Männer sahen dieser jugendlichen Begeisterung mit Freude zu. Ludwig aber sagte nach einer Pause zu Ries gewandt:

„Wissen Sie, lieber Director, was ich seit Bingen auf unserer Reise that, wenn mir's zu toll wurde?"

„Nun? Sie verkrochen sich mit ihrem Pylades; das hat Jeder gesehen, der Augen hatte."

„Aber was trieben wir dann?"

„Sie werden mit Platon philosophirt haben. Ich kenne Ihre Leidenschaft."

„Fehlgeschossen!" — rief Beethoven mit stolzer Freude. — „Wir studirten den „Don Juan" — seine Partitur meine ich, — seine zahllosen und großen contrapunktischen Schönheiten."

„Und woher haben Sie eine Partitur dieser Oper?"

„Von meinem Freunde und Gönner, Graf Waldenfels. Er lieh mir sie für diese Reise."

„So ist es recht," — sagte hier Sterkel — „an großen Mustern muß sich heranbilden, wer einst selbst groß werden will. Aber" — fügte der Canonicus hinzu und stand auf — „da Sie ein so großer Verehrer Mozart's sind, will ich Ihnen einige Variationen über Thematas aus seinen Opern zum Besten geben."

Und er ging an den schönen Flügel, der die Hauptzierde des Zimmers bildete, öffnete ihn und fing mit der ihm eigenen schlichten Weise zu spielen an.

Aber welch' ein sauberes, abgeglättetes und doch tief gefühltes Spiel war dies! Beethoven und Ries lauschten mit Staunen. So hatten Beide noch nie spielen hören: so fein, so leicht, so gefällig und mit einer Virtuosität, die selbst diese beiden tüchtigen Klavierspieler überraschte!

Als der Canonicus geendet und die besuchenden Freunde ihm ihren Dank und ihre sehr gegründete Bewunderung ausgesprochen, sagte Sterkel zu dem jungen Beethoven:

„Aber jetzt, Herr Kammermusikus, ist die Reihe an Ihnen. Lassen Sie mich auch etwas von dem hoff=

nungsvollen Componisten der vorhin erwähnten Variationen hören!"

„Nicht doch!" — versetzte Beethoven. — „Sie werden nicht verlangen, daß ich nach Ihnen spiele: der Anfänger nach dem Meister."

„Keine Complimente!" rief Sterkel mit seiner offenen freundlichen Weise.

„Die kenne ich nicht!" — entgegnete Ludwig bestimmt. — „Rechnen Sie es mir für gebührende Bescheidenheit an, wenn ich nicht neben Ihnen zu spielen wage."

„Diese Bescheidenheit wäre zu groß!" — meinte Sterkel. — „Wollen Sie als Künstler einst die Welt stürmen, so dürfen Sie nicht allzubescheiden sein. Das wäre freilich ein Fehler, an dem sonst unsere jungen Künstler am wenigsten leiden!"

„Ich sehe schon," — fiel jetzt Ries ein — „ich muß mich hier in das Mittel legen. Mein junger Freund Beethoven gehört nicht zu jenen Menschen, die sich, wenn sie ihre Fertigkeit zeigen sollen, zieren und bitten lassen, um dann, wie sie in ihrer Eitelkeit und in ihrem übertriebenen Selbstbewußtsein glauben, destomehr zu imponiren. Er ist in dieser Beziehung, wie überall: einfach, wahr und offen, ja manchmal sogar ein zu großer Gradaus."

Der Canonicus lachte; dann rief er: — „Das

gefällt mir! So mag ich den jungen Mann von Verdienst!"

„Er ist auch ein sehr tüchtiger Klavierspieler!" — fuhr Director Ries fort.

„Nun also!" — sagte Sterkel. — „Uebrigens" — setzte der Canonicus mit schlauer Miene hinzu — „kann man ein recht tüchtiger Compositeur sein und es verstehen, ungemein schwer für das Klavier zu schreiben; ob aber Alle, die dies gethan, wohl auch im Stande sind, ihre eigene Schwierigkeiten mit Geschick zu lösen, das möchte ich wohl in Zweifel ziehen."

„Warum nicht!" — sagte bei diesen Worten Beethoven rasch und das Blut schoß ihm zu Kopfe, denn er verstand recht gut, daß Sterkel hiermit ihn gemeint und den Zweifel ausgesprochen habe: ob er selbst im Stande sei, seine eigenen Variationen mit Vollendung vorzutragen. Dies aber schien Ludwig ein Angriff auf seine Ehre, der Ehrgeiz gab ihm daher die ganze Energie seines Charakters wieder, mit der er denn auch jetzt rief:

„Das können wir ja gleich sehen! Haben Sie meine Variationen über Vieni amore zur Hand?"

„Gewiß!" — versetzte Sterkel, über die gelungene List erfreut; denn er hatte durch den ausgesprochenen Zweifel den jungen Mann nicht verletzen, sondern nur zum Spiel anreizen wollen.

Aber die Variationen fanden sich nicht; sie mußten verlegt sein.

„Nun, das macht auch nichts!" — rief jetzt Beethoven mit einem stolzen Bewußtsein und setzte sich rasch und ohne ein weiteres Wort zu verlieren an den Flügel.

„Wie?" — riefen Ries und Sterkel zugleich — „Sie wollen doch nicht diese schweren Variationen aus dem Gedächtnisse spielen?"

Ludwig aber gab keine Antwort, er nickte nur mit dem Kopfe und fing an:

Jetzt aber war das Staunen auf der Seite der beiden Anderen: Beethoven spielte nicht nur diese Variationen, sondern improvisirte gleich noch eine Anzahl anderer, nicht weniger schwierig, und führte sie sämmtlich, zur größten Ueberraschung der beiden Zuhörer, **vollkommen und durchaus in der nämlichen netten und gefälligen Manier durch, die er eben erst an Sterkel bewundert hatte!***)

„Prachtvoll! prachtvoll!" — rief Sterkel entzückt.

„Genial!" — setzte Ries hinzu und betrachtete seinen jungen Freund mit freudigem Stolze. Er wußte von diesem Augenblicke an, daß Ludwig van Beethoven zu entschieden Großem geboren sei.

---

*) Genau nach dem eigenen Bericht des Herrn Ries selbst. Wegeler und Ries: S. 16. Marx: L. v. B. I. Thl. S. 13. Schindler: S. 22.

Der Canonicus aber ließ es sich nicht nehmen, den jungen Mann mit vollster Herzlichkeit zu umarmen. Dann faßte er Ludwig's beide Hände und rief; ihn mit strahlendem Auge anblickend:

„Sie haben mich überboten, Beethoven! — Sie werden einst groß dastehen! Ja! eine göttliche Kraft durchdringt Sie. Halten Sie sie fest, und geben Sie sich mit ganzem Gemüthe, mit Leib und Seele dem hin, was der Geist in Ihnen anregt! Sie gehören, mir sagt es meine innerste Ueberzeugung, zu den Geweihten dieses Lebens. Sie haben bereits die Sprache jenes unbekannten Geisterreiches in Ihrem Tiefinnersten vernommen: denn Sie verstehen sie zu reden. Wohlan denn! so rufen Sie mit der Zauberkraft des Genies alle die herrlichen Erscheinungen, die in Ihrem Innersten schlummern, hervor, daß sie in strahlenden Reihentänzen das Leben durchfliegen und Jeden — der sie zu schauen und zu verstehen vermag — mit Begeisterung und Entzücken erfüllen!"

Und Sterkel umarmte Beethoven noch einmal — und der Canonicus bat den jungen Mann, sich seinen Freund nennen zu dürfen.

Und wie schön waren die Stunden, die jetzt folgten. Drei edle und bedeutende Menschen verlebten sie unendlich glücklich.

In dem jungen Beethoven stand aber, lebhafter denn je, der Muth fest: seiner Kunst und seinem künst-

lerischen Streben Alles aufzuopfern, sie allein und immer vor Augen zu haben. Er wußte aber auch in diesem Momente, wie durch eine höhere Eingebung, daß er in diesem Streben seinen schönsten Lohn finden werde. Und die Flügel der Seele wuchsen ihm, — und es überkam ihn ein sonderbares Gefühl: als ob auf einmal eine Götterkraft seine Brust schwelle und er in die Zeiten hineinwüchse: groß, gewaltig, unerreichbar.

Da sah er im Geiste die liebliche Gestalt Jeannettens, wie sie, als Genius der Phantasie, ihm den Kranz hinhielt; .... aber Bild und Kranz waren weit entfernt von ihm, und wie er nach ihnen langte .... zerflossen sie in schimmerndem Abendgolde.

Verrath.

Aber die Reise nach Mergentheim, die so schön begonnen, sollte für den jungen Beethoven gar bald eine schlimme Wendung nehmen.

Kaum war die Gesellschaft an ihrem Ziele angelangt, als Leo Berton, an dem ja Ludwig mit ganzer Seele hing, ernstlich erkrankte. Beethoven hielt das Unwohlsein des Freundes anfänglich für eine vorübergehende Erkältung, die er sich auf der Reise zugezogen; indeß die Sache verschlimmerte sich zusehens, bis die Aerzte erklärten, daß sich ein Nervenfieber herausgestellt habe.

Jetzt aber zeigte sich auch bei Ludwig, neben der Zähigkeit und Starrheit seines Charakters, sein edles Herz im schönsten Lichte. Trotz aller Bitten der besorgten Freunde — trotz aller vernünftigen Vorstellungen von Seiten der Aerzte — trotz der Gefährlichkeit der Krankheit — die um jene Zeit in Mergentheim und Umgebung Hunderte hinwegraffte —

ließ es sich der junge Beethoven nicht nehmen, seinen kranken Freund Tag und Nacht zu pflegen. Nur zu den Proben, Aufführungen und Concerten, bei welchen er mitzuwirken verpflichtet war, ging er noch aus; sonst saß er zu jeder Stunde an dem Bette Leo's, oder brachte doch wenigstens seine Zeit studirend in der gleichen Stube zu, die jenen umfing.

Eine Mutter hätte dabei nicht aufmerksamer für ihr Kind sorgen können.

So kam es denn, daß die Sorge, das übertriebene Ausharren im Krankenzimmer und das unaufhörliche Durchwachen der Nächte, seinen eigenen Gesundheitszustand dermaßen erschütterte, daß er ganz bleich und abgemagert aussah; was ihn bei seinem starkknochigen Gesichte noch mehr entstellte.

Ries gab sich alle Mühe seinen freundschaftlichen Feuereifer wenigstens einigergestalt zu mäßigen; Wegeler und Romberg's, thaten dasselbe!... Vergebens! Wo war bei ihm an eine Mäßigung, an einen Mittelweg zu denken. Hier hieß es immer: „Entweder"... „oder" .... Und wie Ludwig argwöhnisch von Natur war, so glaubte er auch jetzt in dem Anrathen und den Bitten der Freunde nichts anderes als versteckte Versuche zu sehen: ihn von Berton loszureißen.

Da trat denn die alte Starrköpfigkeit wieder hervor, und, sich mit wirklicher Freundschaft und dem hohen Begriffe verbindend, den Beethoven

durch das Studium der Alten von der Freundschaft hatte, — — forderte er nun erst gerade von sich mit unnachsichtiger Strenge die größten Opfer.

War es da ein Wunder, daß er krank ward, als Leo — Dank seiner zärtlichen Pflege — genas? Aber die Freude, den Freund gerettet zu sehen, hob ihn glücklich über die Gefahr hinaus. Schmal und blaß, aber doch wieder hergestellt, kehrte er mit den Freunden nach drei Monaten von Mergentheim nach Bonn zurück.

Das wichtigste Begebniß dieser Rückreise war: daß Meister Lux unterwegs plötzlich verschwand.

Einige Wochen darauf trat er jedoch wohl und munter in Frankfurt und Mainz zum Entzücken des lachlustigen Publikums, als engagirtes Mitglied der dortigen Bühnen auf. Beethoven war nicht sehr böse darüber; er hatte Lux nie recht leiden mögen. Beide Naturen gingen ja diametral auseinander.

Desto enger schloß sich Ludwig von Tag zu Tag an Berton. In das Breuning'sche Haus freilich gelang es ihm nicht, Leo einzuführen. Hatte doch die Hofräthin so Manches gegen diesen, wenn auch talentvollen und äußerlich anständigen jungen Mann einzuwenden.

„Lieber Ludwig!" — sagte die ruhige und verständige Frau bald nach der Rückkunft von Mergentheim zu ihrem Lieblinge, als dieser auf ein

Einführen Leo's gesprächsweise hinzielte. — „Lieber Ludwig, ich achte gewiß überall die heiligen Gefühle der Menschenbrust, und zu diesen zähle ich Deine Freundschaft zu dem jungen Berton. Es wäre mir indessen doch sehr beruhigend gewesen, Du hättest diese Freundschaft nicht geschlossen."

„Und warum?" — frug Beethoven, den schon diese Aeußerung bei seiner Empfindlichkeit peinlich berührte.

„Einmal", — versetzte Frau von Breuning im Tone mütterlicher Theilnahme und Güte — „weil seine häuslichen Verhältnisse sehr unklar sind . . . ."

„Ich wüßte doch nicht . . . ."

„Hat er nicht eine Schwester, die ihm gleicht und die sehr schön ist?"

„Ja!"

„Sie lebt, wie man sagt, fast brillant, und doch kennt Niemand die Quelle ihrer Einkünfte."

„Sie wird Vermögen haben."

„Berton's hinterließen nichts, als diese beiden Kinder."

„Und ist das ein Grund, um auf Leo einen Stein zu werfen? Ich achte und liebe ihn als einen tüchtigen und strebsamen Musiker und als einen edlen Menschen. Die Schwester habe ich kaum noch gesehen."

Die Hofräthin lächelte; dann reichte sie Ludwig die Hand und sagte:

„Das ist es ja eben, daß Du, als ein echter Jünger der Kunst, nicht siehst, was um Dich her vorgeht. Darum müssen wir die Augen aufhalten. Die Verhältnisse sind dort nicht klar, und so wirst du einsehen, daß ich Berton nicht in unseren Kreis ziehen kann. Uebrigens liegt noch mehr vor!"

„Und das wäre?" — frug Ludwig etwas spöttelnd.

„Hat Dir Leo gesagt, daß er sich mit Dir um die Sendung zur weiteren Ausbildung nach Wien und Italien bewirbt?"

Ludwig, der bis dahin mit den Fingern leise an den Fensterscheiben Klavier gespielt hatte, stand plötzlich wie versteinert.

„Nun?" — frug Frau von Breuning noch einmal — „hat er Dir davon gesagt?"

„Nein!" — sagte Ludwig; dann setzte er rasch und entschieden hinzu: — „und darum ist es gewiß auch nicht geschehen."

Die Hofräthin schwieg einen Moment, als wolle sie Ludwig Zeit lassen, die Härte zu fühlen, die er eben in Ton und Worte seiner Antwort gelegt. Aber in dem jungen Brausekopf grollte es schon wieder und in seiner leidenschaftlichen Seele zogen sich schwere Gewitter zusammen.

Als er daher schwieg und nur finster auf die Straße schaute, hub die Hofräthin auf's Neue mit Milde und Ruhe an:

„Und doch ist dem so, lieber Ludwig.“

„Wer hat es gesagt?“ — frug jener heftig.

„Dein bester Freund und Gönner, Graf Waldenfels, dem es Kummer macht, daß Dir damit bei dem Churfürsten eine gefährliche Concurrenz erwachsen ist.“

„Ich glaub's nicht! Ich kann's nicht glauben!“ — rief jetzt Beethoven. — „Das würde mir Leo gesagt haben; denn ich sprach ja während der Reise so oft mit ihm von dieser Angelegenheit, als von meinem höchsten Wunsche!“

„Sieh', Kind!“ — fiel Frau von Breuning hier ein, — „darum hatten Diejenigen Recht, die Dir warnend sagten, es läge etwas Falsches, Hinterlistiges in Berton's Physiognomie und Wesen.“

Aber diese Worte berührten Ludwig an der empfindlichsten Stelle.

„Ach! will es da hinaus!“ — rief er mit einem wirklich verletzenden Auflachen. — „Also auch Sie wollen mich und Berton trennen?“

„Ludwig!“ — entgegnete die Hofräthin mit schmerzlich bewegter Stimme.

Aber der junge Beethoven hatte schon in finsterem Trotze seinen Hut ergriffen:

„Ich werde ihn selbst fragen!“ — sagte er dabei und machte sich zum Weggehen bereit.

„Thue das!“ — entgegnete Frau von Breuning jetzt schon wieder ruhig — „aber frage auch Waldenfels. Man muß allerdings beide Theile hören.“

Und Ludwig verließ mit einem kurzen, finsteren Gruße das Zimmer. —

Als er draußen war, legte die Hofräthin ihre Arbeit in den Schooß und ihre Züge nahmen einen recht bekümmerten Ausdruck an.

„Immer wieder der Alte!“ — sagte sie dann. — „Wie unendlich viele Mühe habe ich mir gegeben, dieses störrische, leidenschaftliche Wesen zu brechen. Vor der Reise nach Mergentheim schienen alle die bösen Dämonen beschwichtigt und nun heben sie schon wieder ihre Häupter. Wie wird das in Zukunft werden, wenn Ludwig sich nicht zu beherrschen lernt. Ach!“ — seufzte sie tief — „dann, fürchte ich, wird er, bei all' seinen herrlichen Anlagen und edlen Seiten, doch ein sehr schroffer Charakter .... und .... ein unglückscher Mensch werden.“

Und Frau von Breuning versank in ein langes tiefes Nachdenken. — — —

Wähend dies aber im Breuning'schen Hause geschah, trug sich eine andere Scene in den Zimmern der Schwester Berton's zu.

Es waren dies zwei sehr elegant ausgestattete Ge-

mächer, die einen weichlichen Luxus, man konnte sagen Ueppigkeit des Geschmackes, verriethen. Und doch war bei näherer Besichtigung, das meiste, was hier glänzte und die Augen bestach, falsch oder nur leicht und auf den Schein gearbeitet.

Da standen Sessel und Ruhebetten, die recht nett und gefällig, ja reich aussahen; wenn man sie aber näher untersucht hätte, so würde es sich herausgestellt haben, daß sie — ganz ordinär gearbeitet, und aus rohem Holz bestehend — ihren großartigen Schein nur den sie bedeckenden Ueberzügen und geschmackvollen Drapierungen von Zitz, wie er damals Mode war, verdankten. Die geschnitzten Schränke glänzten sehr schön; aber dieser Glanz kam nicht von der Politur eines feinen Holzes, er war nur die Folge eines künstlich aufgelegten Lackes.

In und auf den Schränken befanden sich eine Menge jener artigen Figuren, Gruppen und Vasen, wie sie die Porzellanfabriken jener Tage so ausgezeichnet lieferten; aber bei genauerer Besichtigung ergab es sich, daß sie sämmtlich defect waren. Die Besitzerin hatte sie, als beschädigt, billig gekauft und dann so aufgestellt, daß die Mängel, bei oberflächlicher Beschauung, dem Auge verborgen blieben.

Beethoven, der bei Sterkel so scharfsinnig von dem Gemache auf den Herrn desselben geschlossen, mußte in der That in diesen Zimmern noch nicht ge-

wesen sein, sonst würde die genauere Beobachtung derselben ihn doch vielleicht einigermaßen argwöhnisch gemacht haben. Und so war es denn auch: er kannte Berton's Schwester kaum und hatte sie nur einmal gesehen, als sie dem Bruder reine Wäsche auf sein Zimmer gebracht hatte.

In dem Momente, von welchem wir jetzt sprechen, befanden sich in diesem Zimmer die beiden Geschwister Berton.

Leo stand mit dem Rücken gegen die Brüstung eines Fensters gelehnt und kaute verlegen an den Nägeln seiner linken Hand. Seine schöne Schwester dagegen lag — in ein reizendes Negligé gehüllt — leicht hingestreckt auf einem der obenerwähnten Ruhebetten. Wie schön sie war, welch' zauberhaft-verführerisches Bild sie in dieser Lage abgab, mußte aber der Bruder selbst fühlen; denn mehr als einmal flog sein niedergeschlagener Blick verstohlen auf und zuckte über die Fingerspitzen hin, nach Henrietten.

Dann färbte wohl vorübergehend eine sanfte Röthe die Wangen Leo's, die von einem männlichen Barte noch nichts kannten, als den Anflug eines leichten hellblonden Flaum's. Zugleich spielte aber auch ein Zug des Behagens und Verlangens um die vollen Lippen seines Mundes.

„Du warst also beim Churfürsten?" — frug jetzt die Schwester.

„Wie kannst Du mich nur so martern?“ — entgegnete Leo.

„Martern!“ — wiederholte die schöne Schwester — „man martert ihn, wenn man für sein Glück und seine Zukunft besorgt ist!“

„Nun ja denn!“ — fuhr Leo fort — „ich war bei dem Churfürsten.“

„Und wie nahm er Dich auf?“

„Mit seiner gewöhnlichen ruhigen Freundlichkeit.“

„Und Du trugst ihm Deine Bitte vor?“

„Ja! ich bat ihn unterthänigst, wenn es möglich sei, mir die Gnade zuzuwenden, mich zu meiner weiteren Ausbildung nach Wien und Italien zu senden.“

„War er überrascht?“

„Nein!“

„So hat der Graf Wort gehalten, und mit ihm darüber gesprochen.“

„Das war ja schon vor der Reise nach Mergentheim geschehen.“

„Allerdings! aber diese fatale Reise und Deine noch fatalere Krankheit brachten alles in Vergessenheit. Der Graf versprach mir daher, gleich nach der Rückkunft des Churfürsten wieder bei diesem anzuklopfen.“

„Es ist auch Zeit; denn Beethoven will nun auch durch Waldenfels auf Entscheidung dringen.“

„War er selbst schon bei dem Fürsten?“

„Nein!“

„Und will er diesen Schritt auch nicht thun?"

„Er ist zu stolz dafür. Wenn ich ihn auf der Reise darüber ausforschte, sagte er immer: ich kann nicht betteln. Wenn der Churfürst glaubt, daß ich es verdiene und überzeugt ist, daß ich seiner Güte Ehre mache, so soll er mir die Zusage aus freien Stücken geben."

„Vortrefflich!" — rief Henriette hier lachend — „der alberne Stolz Deines Freundes kommt uns trefflich zu statten. Aber er weiß doch nichts davon, daß Du in dem Schlosse warst?"

„Behüte der Himmel! ... Aber sieh, Schwester!" — rief hier Leo — „da kommen wir wieder auf das Martern."

„Zartfühlende Seele! Du willst wohl Deine ganze Zukunft einer al ernen Grille opfern."

„Nein!" — sagte Leo fest — „das will und werde ich nicht. Aber ...... offen gesagt .... es peinigt mich doch manchmal, daß ich ihn so schmählich hintergehe und verrathe."

„Leo?!" — rief die Schwester, sich halb erhebend.

„Ludwig ist wirklich so unbefangen, so edel ...."

„Ich glaube Du schwärmst?"

„Nein! aber ich denke daran, was er für mich gethan hat, als ich auf dem Tode lag."

„Nun, da hat er Dich gepflegt! — Was ist da weiter?"

„Und hat sich selbst dem Tode ausgesetzt."

„Warum that er's! Es war ja sein freier Wille. Du wärst auch unter anderer Pflege davon gekommen. Die Hauptsache ist: willst Du einmal als tüchtiger Musiker und Componist eine glänzende Carriere machen? . . . . oder willst Du Dein Leben lang, als Geiger hier Dein kümmerliches Brod essen?"

„Welche Frage!" — rief Leo — „ich bin ja auch längst entschlossen und habe darnach gehandelt. Nur bin ich nicht gerne daran erinnert."

„Gut!" — meinte die Schwester, und ein spöttisches Lächeln flog über ihre Züge. — „Man muß Dich eben wie ein Kind behandeln. Komm her, mein neunzehnjähriges Kindlein, setze Dich einmal zu mir und laß Dich streicheln."

Leo ward blutroth; aber er vermochte nicht zu widerstehen. Langsam schritt er zu dem Ruhebett, auf welchem die Schwester lag, setzte sich zu ihr und legte seine Hand in ihren Schooß; während sie ihren einen Arm um ihn schlang und mit der anderen Hand leise und schmeichelnd durch sein blondes, lockiges Haar fuhr.

„So, mein Brüderchen!" — sagte sie dabei mit ihrer seelenvollen Stimme, — „so hat Dich Deine Schwester gern; . . . . hübsch artig und folgsam. Sieh! wir müssen im Einverständnisse und nach den gleichen Principien handeln, wenn wir angenehm durch die Welt kommen wollen. Wir haben Beide kein Ver-

mögen und gehören doch Beide zu denjenigen Menschen, die nun einmal mit dem Triebe geschaffen sind: gut und behaglich zu leben. Was bleibt uns also übrig, als mit unseren natürlichen Gaben und unserem Verstande zu wuchern. Sind andere Menschen unpraktisch, nun, so ist es ihre Schuld, wenn sie sich übervortheilen lassen. Bist Du nicht auch der Meinung, Brüderchen?"

„O ja!" — versetzte Leo. — „Das ganze Leben ist ja doch einmal ein Krieg, den die Einzelnen unter sich führen und der Einzelne gegen die Massen. Im Kriege aber entscheidet Schlauheit so gut, als überlegene Kraft."

„So ist es recht!" — rief die Schwester. — „Aber kommen wir auf die Hauptsache zurück: was hat denn der Churfürst gesagt?"

„Er werde mein Gesuch in Erwägung ziehen; doch solle ich mir gleich Italien aus dem Kopfe schlagen. Wien sei der Platz zu einer soliden Ausbildung."

„Das ist Schade! Indeß man nimmt vor der Hand, was man bekommt. Durch den Grafen läßt sich dann später der Churfürst doch vielleicht noch weiter bestimmen. Und gab er keine feste Hoffnung? Du hast es doch wohl verstanden, ihm ein wenig zu schmeicheln?"

„Ich glaube wohl!" — sagte Leo mit selbstgefälligem Lächeln. — „Müßte mich auch sehr täuschen, wenn ihm meine Persönlichkeit und mein Wesen nicht

gefallen hätten. Ich machte Katzenpfötchen und Bücklinge und . . . ."

„Nun?"

„Gab meiner Stimme, wie ich es von Dir gelernt habe, Schwesterchen, jenen weichen seelenvollen Ton, den Dein Graf immer unwiderstehlich und zauberhaft nennt."

„Spitzbube!"

„Aber Churfürstliche Gnaden ließen auch höchstdero Blicke mit besonderer Freundlichkeit auf mir ruhen und sagten zu dem nebenstehenden Herrn von Forstmeister: der junge Mann gefällt mir. Er hat nicht das Rüde wie Beethoven. Auch ist er mir sehr warm empfohlen."

„Nun!" — sagte freudig die Schwester — „da stehen ja unsere Angelegenheiten sehr gut. Aber es ist auch Zeit; der Graf wird in seinem Schmachten ungeduldig!"

„Und unsere Gläubiger werden das auch, nicht wahr Schwesterchen?"

In diesem Augenblicke hörte man außen Beethoven's Stimme. Er frug die Magd nach Leo.

„Mein Brummbär!" — rief Berton, rasch aufspringend. — „Er darf uns nicht zusammentreffen. Lebewohl Schwesterchen!"

„Lebewohl, Leo!" — sagte diese. Aber sie rief ihm noch nach:

„Vergesse Dich nicht und sei vorsichtig!" —

Draußen traf Leo mit Ludwig zusammen und begrüßte ihn freundlich.

„Schön, daß Du kommst!" — sagte er dabei. — „Ich habe heute Morgen eine neue Composition vollendet, die wollen wir mit einander durchgehen. Du weißt ja, lieber Ludwig," — fügte er dann mit jener einschmeichelnden Stimme und Weise hinzu, die er eben noch an sich selbst gerühmt hatte, — „wie viel ich auf Dein Urtheil halte."

Aber der junge Beethoven hatte andere Dinge im Kopfe; auch war ihm jede Verstellung so völlig fremd und unmöglich, daß er, seinem harten, starren und eckigen Charakter folgend gleich mit der Thüre in das Haus fiel.

„Laß das jetzt!" — sagte er daher — „ich muß Dich um etwas befragen, was mir von großer Wichtigkeit ist."

„Gut!" — versetzte Leo, die Thüre seines Zimmers öffnend — „tritt ein."

Als die Thüre sich hinter Beiden geschlossen, wollte Leo dem Freunde einen Stuhl bieten. Aber solchen Verzug ließ das stürmische Wesen des Anderen gar nicht zu. Gerade auf sein Ziel losgehend, erfaßte er Berton's Hand und rief:

„Leo, ich frage Dich auf Dein Ehrenwort! warst Du bei'm Churfürsten und hast Dich in eigener Per-

son um die Gnade beworben, zu Deiner musikalischen Ausbildung nach Wien und Italien gesandt zu werden?"

Berton erschrack sichtlich und erblaßte; aber er fühlte dies auch und rief daher schnell gefaßt:

„Wie Du mich erschreckt hast, Ludwig!" .... Und eine solche Vermuthung, kannst Du, mein bester Freund, ... Du edle, große, herrliche Seele, ... Du, den ich über Alles liebe .... eine solche Vermuthung kannst Du fassen?"

„Nein, Leo, das kann ich nicht!" — entgegnete Beethoven entschieden. — „Aber es wurde mir von Anderen mitgetheilt, daß Du dies gethan, und so mußte ich von Dir selbst erfahren, was ich zu erfahren im Voraus überzeugt war."

„Mein Gott, welche Verläumdung!" — sagte Berton mit dem Ausdrucke tiefer Indignation. — „Weiß ich doch, daß alle Deine Hoffnungen und Wünsche auf dieser Vergünstigung beruhen, und ich sollte so schlecht sein ...."

„Es ist genug!" — versetzte Ludwig, indem er dem Freunde wehrte, weiter zu sprechen. — „Unter Ehrenmännern bedarf es nur ein Wort, um sich zu erklären. Ich kenne das schon; es ist die alte Bemühung, uns auseinander zu reißen. Gib mir die Hand und verzeihe mir, daß ich auch nur die Frage an Dich richtete."

„Ja!" — sagte Berton, und eine Thräne schwamm in seinem Auge — „sie hat mich in der That gekränkt."

„Berton!" — rief Beethoven — „sage das nicht. Ich schwöre Dir ja, daß ich selbst nie an Dir gezweifelt."

„So hättest Du nicht einmal fragen dürfen."

„Ich war es mir und Andern schuldig."

„Und meiner Liebe, meiner unbegrenzten Freundschaft schuldetest Du das unbedingteste Vertrauen."

Beethoven schwieg und ging verlegen einigemale im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu Leo, reichte ihm mit dem Ausdruck der innigsten Herzlichkeit beide Hände und sagte wiederholt mit bewegter Stimme:

„Vergib!"

„Es sei!" — versetzte Berton zögernd und ein leiser Vorwurf klang noch in seiner Stimme nach — „weil ich Dich so unendlich liebe."

„Und ich schwöre Dir!" — rief Ludwig mit dem Ausdrucke tiefsten, heiligsten Ernstes — „ich schwöre Dir, daß es ihnen doch nicht gelingen soll, uns zu trennen."

„Ach!" — sagte Leo — „vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Die Menschen unserer Tage haben ja keinen Begriff von einer Freundschaft, wie sie das große Alterthum kannte."

„Das haben sie auch nicht!" — rief Ludwig —

„aber darum laß' uns desto fester zusammenhalten. Sieh, Leo, ich könnte nicht mehr ohne Dich sein. So wahr Gott lebt! könntest Du mich je hintergehen, so wäre — ich fühle es in mir — mein Lebensglück zerstört, mein Vertrauen auf die Menschheit unrettbar verloren."

Ludwig hatte diese Worte mit solcher Bedeutung gesprochen, daß sie mit der vollsten Kraft der Wahrheit überzeugen mußten. Sie erschütterten auch Leo; aber er faßte sich rasch wieder, da er wußte, was an dem Augenblick hing. Das Gefühl seiner Verworfenheit, das Bewußtsein, einen heillosen Verrath an dieser edlen Seele, an seinem Freund und Wohlthäter zu begehen, durchzuckte ihn wie ein flammendes Schwert... aber er war bereits zu weit gegangen.... hier konnte kein Schritt mehr zurück gethan werden.

Also Betäubung, Betäubung des sich rührenden Gewissens in erhöhter Schlechtigkeit. Er beging sie, indem er sich in neuen Ergüssen unwandelbarer Liebe und Treue erschöpfte. —

Ludwig verließ das Berton'sche Haus in einer gehobenen, freudigen Stimmung. Sie hatten Beide noch einmal die alte Freundschaft beschworen und sich gegenseitig gelobt: mit all' der ihnen innewohnenden Kraft alle Mittel zu entwickeln, welche ihnen die Vorsehung verliehen, um große edle Charaktere zu werden und der Menschheit nach Kräften zu dienen.

Als Beethoven die Straße entlang ging — das vollste, unbedingteste Vertrauen auf Leo, das Hochgefühl einer edlen, großen Freundschaft im Herzen — — — schauten ihm, halb hinter den Vorhängen versteckt, zwei höhnisch lachende Gesichter nach. —

Ein Seelenmord.

Sehr wichtige politische Angelegenheiten nahmen in der nächsten Zeit den Churfürsten so vollständig in Anspruch, daß an die kleinen, mehr häuslichen Verhältnisse — wozu auch alles gehörte, was die Hof-Capelle betraf — gar nicht mehr gedacht wurde.

Wie in der Weltgeschichte große Begebenheiten nie abgesondert dastehen, so auch die französische Revolution; sie hat nicht blos in Frankreich, und nicht blos äußere Bewegungen hervorgebracht, sondern auch sehr tiefgehende innere, die Cultur- und Entwicklungsgeschichte der Menschheit berührende. Ist die Revolution, die Frankreich am Abende des letzten Jahrhunderts so gewaltig erschütterte, doch von einer geistigen Revolution in der ganzen cultivirten Welt begleitet gewesen, welche theils die Ursache, theils die Folge dieser Bewegung zu nennen ist. Die bürgerliche, sittliche, religiöse und wissenschaftliche Ordnung

haben deßhalb auch gleich große Veränderungen durch sie erlitten.

In Deutschland hat sich in der Philosophie, wie in den übrigen Wissenschaften, ein Streben in die Tiefe und zu den Ideen kund gegeben, wie es sich schon in den größten deutschen Dichtern offenbart hatte. Die Zeit ist davon durchdrungen worden, wie selbst das Ausland anerkannt hat. Es war vielleicht Gefahr, daß die Betrachtung und das Wort zu sehr auf Kosten des Lebens und der That gepflegt würden; da hat die neuere Zeit sehr heilsam die Thatkraft in Anspruch genommen und gezeigt, daß die Ideen auch Kraft zum Handeln geben.

Calonne, Finanzminister des benachbarten Frankreichs — durch die grenzenlose Schuldenlast des Staates und die Verschwendungen des Hofes in die äußerste Geldverlegenheit gebracht — hatte schon 1787 eine Versammlung der Notabeln der französischen Nation angerathen. Er mußte fliehen, und auch sein Nachfolger, Brienne, dankte 1788 ab. Jetzt berief Necker eine zweite Versammlung der Notabeln, um die Form des Reichstages zu bestimmen. Da aber der Bürgerstand nicht gleiche Stimme mit der Geistlichkeit und dem Adel haben sollte — der König hatte es bewilligt, der Adel verweigert — so erklärte sich der Reichstag zur Nationalversammlung.

Wie natürlich wurden schon alle diese Anzeigen

eines gewaltigen Sturmes in Deutschland und von den deutschen Höfen mit Argwohn und Beklommenheit beobachtet und verfolgt. Aber wie rasch auf einander folgende Donnerschläge schreckten jetzt die Fürsten die Nachrichten auf: der König beordert Truppen nach Paris — Necker ist verwiesen, ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen und — die Bastille erobert!

Und nun die beginnende Emigration des Adels, die Aufhebung des Feudalsystems, die Errichtung einer Nationalgarde unter Lafayette und die Gefangennehmung der königlichen Familie ..... mußte dies alles nicht die größte Bestürzung bei den deutschen Fürsten, die größte Besorgniß um die eigenen Throne hervorrufen? Und standen nicht gerade die Churfürsten von Cöln, Trier und Mainz diesen bedrohlichen welterschütternden Ereignissen am nächsten?

Auch Maximilian Franz war daher eine lange Zeit lediglich mit diesen Dingen und der aufmerksamen und besorglichen Beobachtung alles dessen beschäftigt, was sich, so nahe jenseits der Grenzen seines Churfürstenthums, zutrug. Erst mit der ersten Constitution Frankreichs und der Erklärung der Unverletzlichkeit des Königs, trat, wenigstens vorübergehend, wieder eine ruhigere Epoche am Churfürstlichen Hofe ein, welche friedlicheren Gedanken für Momente Raum gab.

Auf Ludwig van Beethoven übte dieses fort-

währende Hinausschieben der Erfüllung seiner liebsten Wünsche einen höchst ungünstigen Eindruck, und doch war bis jetzt um so weniger zu machen gewesen, als der Churfürst den Grafen Waldenfels fast beständig in politischen Sendungen verwendete und Beethoven keinen anderen Vertreter und Vermittler an höchster Stelle hatte. Aus Eigensinn sprach er mit Breuning's ohnehin gar nicht mehr über diesen Gegenstand. Er war finsterer und empfindlicher denn je; und je liebvoller er von Frau von Breuning und den übrigen Hausgenossen behandelt wurde, desto mehr war er zum Widerspruch gereizt: nicht etwa aus Lieblosigkeit, sondern im Gegentheil, weil er beständig in stiller Verzweiflung über seine Zukunft brütete, die ihm gar keine Aussicht gab, all' diese Liebe je vergelten zu können. Er fühlte dabei die Schroffheit seines Benehmens recht gut; ärgerte sich aber, daß er sich nicht bezwingen und meistern konnte und quälte sich nun auch noch mit dem Gedanken: er verdiene die Liebe nicht, die ihm Breuning's zubrächten, sie sei an ihm hinausgeworfen und verschwendet.

Aber dieses selbstquälerische Wesen ist ja gerade oft der Stempel der edelsten Seelen; es kann sogar nur, in außerordentlich zartfühlenden Gemüthern Platz greifen. In solchen ringt dann der relative Zwang, welchen das angeborene Temperament — die Mischung des Blutes, die individuelle Organisation —

der freien seelischen Bewegung auflegt, in erhöhtem Maße und mit gesteigerter Sensibilität gegen den Vernunftwillen, um zur Einheit des Seins, zur freien Selbstbestimmung zu gelangen.

Dieser innere Kampf aber, in dem es selbst den besten und geistig kräftigsten Menschen oft sehr schwer wird, als Sieger hervorzugehen, umhüllt — gerade durch diese Erkenntniß — so manche schön aufstrebende Jugend, mit dem Schleier des Trübsinnes, manchen starken Charakter mit dem Panzer eines finsteren Trotzes.

Beides war nun bei dem jungen Beethoven der Fall. Er gehörte eben nicht zu den gewöhnlichen Menschen. Bei diesen freilich strebt die Seele nur in ruhiger Stetigkeit aus ihrem pflanzlichen Boden zum Reiche der Freiheit empor. Sie erwacht als organische Thätigkeit und gewinnt nach und nach Macht über sich selbst, — weil eben wenig Schwierigkeiten zu überwinden sind. Das dumpfe Gemeingefühl, in welchem die meisten Menschen anfänglich befangen sind, steigert sich dann an der Hand des Lebens und der Erfahrung zum Selbstbewußtsein, und aus dem blinden Triebe, der auf die Erhaltung und die Bethätigung des organischen Lebens ursprünglich ausging, erwächst endlich mit den Jahren der Reife der Vernunftwille, der den Grund des Lebens, den Kern

seines Wesens, das wahrhafte Selbst zu erhalten und zu bethätigen strebt.

So leicht aber wird es — wie gesagt — stark begabten Seelen nicht. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Einen Bach zu durchwaden vermögen Millionen; aber ein schwer befrachtetes Schiff mit fester Hand über den klippenvollen Ocean zu führen, — das ist nur Wenigen gegeben.

In Beethovens Innerem war dabei so manches räthselhaft; sogar für ihn selbst.

Er hatte für Eleonore — oder Lorchen, wie sie im Hause meist genannt wurde — nie eine weitere Neigung gehegt, als die eines Bruders. Eleonore dagegen verehrte mit Enthusiasmus in ihm den genialen Lehrer, mit der unbefangensten schwesterlichen Hingabe den Freund des Hauses, den Bruder. Als aber Ludwig jetzt zu bemerken anfing, daß sich ein innigeres Verhältniß zwischen Lorchen und seinem Freunde Wegeler zu gestalten begann, verdroß ihn dies auf's Tiefste. Er selbst liebte Lorchen nicht; ... aber er wollte auch nicht, daß sie ein Anderer lieben sollte. Sein ungerechter Unmuth darüber brachte ihn sogar jetzt mit Eleonoren in ein gespanntes Verhältniß *).

---

*) Sein Brief: Wien, den 2. November 1793. An Fräulein von Breuning.

Eleonore ward später wirklich Wegeler's Gattin.

Es gibt aber Zeiten, wo sich alles nur erdenkliche Unangenehme, Peinliche und Niederdrückende auf uns häuft, — wo die ganze Welt gegen uns verschworen scheint.

Ludwig van Beethoven stand jetzt gerade in einer solchen unseligen Katastrophe. Gerhard Kügelgen ging nach Coblenz, um sich bei dem vielbekannten Historienmaler Zick auszubilden; sein Bruder Karl aber nach Frankfurt am Main zu dem um jene Zeit sehr berühmten Landschaftsmaler Schütz. Es fielen also nicht nur zwei Blätter aus dem alten Freundeskreise; Ludwig mußte auch zusehen, wie beide junge Leute voll freudiger Begeisterung ihrer weiteren künstlerischen Ausbildung entgegeneilten, während für ihn die Aussicht dazu immer mehr schwand.

Am meisten aber verdüsterte seine Jugend fort und fort der Lebenswandel seines Vaters. Ludwig fand sich dadurch oft namenlos unglücklich. Sein so empfindliches Ehrgefühl wurde — bald hier, bald da — durch rohe Menschen auf das Bitterste verletzt, sein Ehrgeiz gekränkt, sein Selbstbewußtsein in den Staub getreten, sein kindliches Gefühl gemartert und zerfleischt, und das Alles fühlte er dann doppelt und dreifach um der armen Mutter Willen, die er ihrem Schicksal erliegend, unter Sorgen und Kummer dahinwelken sah.

So nahm in der That das Leben des jungen Beethoven eine düstere Färbung an; ja es würde

ihm — bei seinem eigensinnigen Zurückziehen von der Familie Breuning — unerträglich geworden sein, wäre ihm nicht sein Freund Leo geblieben.

Aber freilich: wenn er bei allen jenen herrlichen Menschen im Breuning'schen Hause, die es so unendlich gut mit ihm meinten, der argwöhnischste und empfindlichste Mensch war, so hatte ihn seine Schwärmerei für den Begriff „Freundschaft" hier so blind gemacht, daß er hundert Uebelstände übersah.

Ist doch die Jugend die Zeit der Gährung, in der das Herz für das Ideale schwärmt. „Meer!" „Meer!" — ruft der Jüngling entzückt; der erfahrene Schiffer aber, der schon mit Sturm und Wellen gekämpft hat, ruft bei dem Anblick des Hafens: „Land!" — „Land!"

Ludwig selbst, fast eine antike Natur, warf sich jetzt, da er sich überall zurückgesetzt und zurückgestoßen glaubte, den Alten ganz in die Arme. Seine große, gewaltige Seele bedurfte des Großen und Gewaltigen. Es drang ihn Großes und Gewaltiges zu schaffen; da aber die Möglichkeit hierzu noch fehlte, ergriff er die Ideale .... da die Liebe zur Freundschaft sich verklärte, umschlang er das Ideal der Freundschaft um so allgewaltiger. Orest und Pylades, Nisus und Euryalus, Achilleus und Patroklus, Theseus und Pirithous, Scipio und Laelius, vor allen Dingen aber Plato's Lysis

und Lucians Toxaris standen wie Sterne erster Größe vor seinem Seelenauge.

Freilich verlor er alles Praktische dabei unter den Füßen; aber Naturen, wie die Ludwig's, sind eben auch Alles in der Welt eher, als praktisch.

Leo war sein Pylades, und seine Freundschaft zu diesem wuchs, wie der Schatten am Abend.

Seine Freude war, sich in Diensten und Opfern für Leo zu erschöpfen.

So war heute Leo's Geburtstag und Ludwig wollte den Freund überraschen. Er hatte ihm ein hübsches Streichquartett zu diesem Zwecke componirt und dedicirt und da er wußte, wie sehr sich Berton nach einem neuen Notenpulte sehne — einen solchen für seine eigene kleine Ersparniß anfertigen lassen. Der Pult war sehr schön ausgefallen, und Ludwig konnte sich nicht versagen ihn schon den Morgen an den Mann zu bringen.

Er wählte daher eine Zeit, an welcher der Freund täglich Stunden zu geben hatte, nahm einen Träger und eilte mit seinen Geschenken nach Berton's Wohnung. Sie war, zu seiner Verwunderung, nicht verschlossen — für den entgegengesetzten Fall kannte er den Platz, wo Leo den Schlüssel hinzulegen pflegte —; er trat also ein, ließ den Pult niedersetzen, verabschiedete den Träger, legte seine Composition auf den Pult

und erwartete nun, das Gefühl einer reinen beglückenden Freude im Herzen, den Heimkehrenden.

Plötzlich hörte er Leo unter dem Fenster, das nach dem Garten ging, sprechen. In der Freude sprang er auf; aber was er hörte, berührte ihn wunderbar:

„So ist die Sache jetzt entschieden?" — frug eben der junge Berton.

„Ja! endlich und endlich!" — entgegnete eine weibliche Stimme, die Ludwig sofort für die der Schwester seines Freundes erkannte. — „Hier ist der Brief den mir der Graf so eben sandte. Der Churfürst hat sich entschieden erklärt. Du bist der Glückliche, dem er die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung angedeihen läßt. Aber, Brüderchen, es bleibt dabei: mit Italien ist es nichts. Du sollst nach Wien gehen und Dich bei Haydn, Albrechtsberger und Salieri im Contrapunkt und der Composition ausbilden."

Beethoven stand erstarrt. War das Wahrheit, was er hier aus dem Munde der Schwester seines Freundes hörte? .... oder war es nur ein Scherz? Aber horch ....

„Prächtig! Herrlich!" — jubelte jetzt Leo. — „Laß Dich umarmen Herzensschwester; ein schöneres Geburtstagsgeschenk, als diese Nachricht, hättest Du mir wahrlich nicht bringen können. Und der Graf?"

„Stille!" — rief Henriette lachend. — „Der

alte Narr hat sein Versprechen erfüllt, — ich muß nun auch das meine halten."

„Nun!" — entgegnete Leo ebenfalls lachend — „Du wirst schon dafür gesorgt haben . . ."

„Daß es Dir und mir nicht an dem Nöthigen gebricht!" — fiel die Schwester ein. — „Was ich thue, thue ich aus Liebe zu Dir."

„Dafür diesen Kuß!" — rief Leo. — „Aber etwas Verdienst neben dem Grafen bleibt mir doch auch."

„Warum nicht? Du siehst ja, daß der Churfürst Deine Verdienste anerkennt."

„So meine ich es nicht."

„Wie denn?"

„Hab' ich dem alten Herrn nicht genug geschmeichelt?"

„Sicher!"

„Hab' ich Beethoven nicht mit der Kunst eines vollendeten Schauspielers ein ganzes Jahr lang hinter das Licht geführt?"

„Allerdings."

„Und das war keine kleine Aufgabe. Ich mußte ihn taub und blind für alles Andere machen; — mußte ihn lösen aus den Banden der Breuning's; — mußte ihm ein Vertrauen einflößen, das unbedingt war; mußte alle Schritte, die ich wiederholt bei dem Churfürsten that, verbergen, ableugnen . . ."

„Du bist ein Meister in der Verstellungskunst!" sagte Henriette. — „Aber wie wird es jetzt werden?"

„Ich werde meine Rolle aufrecht halten, bis die Sache bekannt wird und sich nicht mehr leugnen läßt."

„Und dann?..."

„Nun dann gibt es einen eclatanten Bruch unserer Freundschaft. Ludwig schlägt die Welt in Trümmer und ich... lache in mein Fäustchen." — —

Aber Ludwig schlug in diesem Augenblick die Welt nicht in Trümmer — — sie war bereits in seinem Herzen in Trümmer zerfallen.

Langsam, fast bewußtlos, wandte er sich zur Thüre. Der Schmerz, den er empfand, war so furchtbar, so riesengroß, daß er ihn betäubte. Er fühlte, daß sein Lebensglück auf immer zerstört, — — **sein Vertrauen auf die Menschheit unrettbar verloren sei.**

Der Hülferuf.

Es waren seitdem vierzehn Tage vergangen, als der jungen Generalin von Greth von dem Kammermädchen, das sie auf ihrer Reise begleitete, zwei Briefe überreicht wurden. Der Postbote hatte sie eben in ihrem elterlichen Hause zu Cöln, wo sie noch weilte, abgegeben.

Jeannette ergriff beide Schreiben mit Hast, warf einen flüchtigen Blick auf die Schriftzüge der Adressen und rief:

„Von meinem Mann und von Eleonoren!"

Dann setzte sie sich nieder, legte den Brief des Gatten uneröffnet auf die Fensterbrüstung und erbrach mit freudiger Ungeduld das Schreiben der Freundin.

Eleonoren's Brief aber lautete:

„Liebe, theure Jeannette!

Du wirst staunen, daß meinem letzten Gekritzel, das ich erst vor vier Tagen an Dich abgeben ließ,

heute schon wieder eine ellenlange Litanei folgt; während ich, nach unserer Verabredung, erst Deine Antwort hätte erwarten müssen.

Aber glaube nicht, es sei dies nur eitle Mädchenlaune, die sich darin gefällt, ein mit süßen Geheimnissen beladenes Herz der lieben Freundin auszuschütten. Ich habe Dir ohnedem in meinem letzten Briefe zu viel von den Empfindungen gesprochen, die mir bisher fremd waren und mich jetzt so sehr beglücken. Aber: „weß' das Herz voll ist, deß' läuft der Mund über!" . . . und zwischen uns muß ja leider die Feder den Mund vertreten. Aber davon jetzt nichts, als . . . . daß Wegeler doch ein guter, lieber Mensch ist! — —

Ich komme heute indessen, um von einem anderen guten, wenn auch etwas eigensinnigen und ungefügigen Menschen zu sprechen. Da wirst Du nun schon wissen, wen ich meine. Kann es Jemand anderes, als Ludwig sein?

Ach! liebe Jeannette, er macht uns Allen wieder recht, recht viele Sorgen, — ja mehr Sorgen, denn je! — — und — — wir entbehren Dich, die Du ihn, wie mit einem wunderbaren Zauber, zu besänftigen, zu lenken und zu leiten weißt. Nicht einmal die Mutter vermag jetzt mehr etwas über ihn. Aber ich muß Dir die Sache geordnet vortragen.

Du weißt zur Genüge aus meinen Briefen, wie

es der junge Kammermusikus Berton verstanden hat, sich dieses großen und edlen Herzens ganz zu bemächtigen. Ich wiederhole hiervon nichts; erinnere Dich aber daran, daß ich Dir schrieb: Ludwig gleicht einem unvorsichtigen Kaufmanne, der sein ganzes Vermögen auf eine Schiffsladung setzt. Scheitert das Schiff, ist er zu Grunde gerichtet.

„Liebe Jeannette, ich habe nicht falsch gesehen, — auch nicht zu schwarz, wie Du in Deinem letzten Briefe meintest. Mutter und ich hatten immer eine gewisse Antipathie gegen diesen Menschen, in dessen Angesicht und Wesen ein unbefangenes Auge Hinterlist und Scheinheiligkeit mit Leichtigkeit lesen konnte.

„Doch Du kennst ja Ludwig! Wenn er einmal aus Caprice für Jemanden eingenommen ist, hat er keinen Blick mehr für dessen Schwächen. Die Freundschaft mit Berton aber verdankt wenigstens ihre Ueberschwänglichkeit der reinen Opposition gegen uns, die wir Alle, auch meine Brüder, abriethen und warnten.

„Als ihm dies unsere gute Mutter — die mit ihrem ruhigen, klaren Blick Alles so schön überschaut — sagte, antwortete er: „Freundschaft ist keine vorübergehende Aufwallung; sie ist dauernde, angewöhnte Stimmung unseres Wesens zur Zuneigung gegen eine gleichgestimmte Person. Freundschaft ist völlige Hingabe seiner selbst an unser zweites „Ich", das wir gefunden

haben. Sie muß dauern für Leben und Tod. Wir lachen über das Kind und über den kindisch gesinnten Menschen, die in einer Woche, in einer Stunde vielleicht, Freundschaften gestiftet zu haben glauben, die in der Stunde, in der Woche darauf vergessen werden."

Du kennst den Ton und die Härte, mit der er so etwas sagen kann. Mutter schwieg von jenem Augenblicke an. Aber ihre Prophezeihung erfüllte sich leider nur zu schnell: Berton hat ihn schmählich hintergangen; er hat bei dem Churfürsten, hinter Beethoven's Rücken, die Gunst, zu seiner Ausbildung nach Wien geschickt zu werden, erschlichen. Er hat, was Ludwig namentlich zu Boden schmettert, ein elendes, frivoles Spiel mit dessen Vertrauen, mit dessen vollster Liebe und Freundschaft getrieben.

Denke Dir jetzt unseren edlen, vortrefflichen Freund; denn edel und vortrefflich bleibt er immer, auch unter seiner rauhen, oft selbst recht verletzenden Schale. Denke Dir ihn, um seinen höchsten Wunsch, um seine schönste Hoffnung, um die Möglichkeit einer tüchtigen, musikalischen Ausbildung unter Haydn's, Albrechtberger's und Salieri's Leitung — also um seine ganze Zukunft gebracht; — — — denke Dir ihn, in seinen heiligsten Gefühlen nicht nur verletzt, nein, sogar verhöhnt — — und vergiß nicht, daß Ludwig kein gewöhnlicher Mensch ist, — daß Alles in diesem Charakter in's Ungeheuerliche hinausgeht, Alles so

etwas Weltzertrümmerliches hat, und Du wirst mit mir gestehen, daß wir Recht haben, für Ludwig zu bangen.

Er läßt sich bei Niemanden mehr sehen, — er spricht fast kein Wort, — er ist noch finsterer, abstoßender und härter als bisher, und die gute Mutter bangt nur, daß bei seinem Charakter dieser unselige Vorfall für das Leben entscheiden könne. Auf einen ungemein herzlichen Brief meines Bruders Stephan antwortete er nichts, als die Worte: „Mein Lebensglück ist auf immer zerstört, — mein Vertrauen auf die Menschheit unrettbar verloren!"

Aber dies darf nicht sein, darüber sind wir Alle einig. Ludwig darf weder als Mensch, noch als Künstler, über die Schurkerei eines Elenden untergehen. Ich glaube, jetzt ist es an uns, zu zeigen, was Freundschaft sei. Aber wie? Auf welche Weise Ludwig wieder zu uns heranziehen? Auf welche Art die furchtbare Starrheit dieser, im Heiligsten und bis auf den Tod verwundeten, Seele wieder lösen?

Jeannette, liebe gute Jeannette, da mußt Du rathen und helfen! Wir bedürfen Deiner, als einer Zauberin — — — nur bitte ich mir aus, daß Du mir meinen Wegeler nicht auch be- oder verzauberst. Aber komme! komm bald; denn — Scherz bei Seite — auch die Mutter setzt auf Dein Hiersein ihre einzige und letzte Hoffnung. Dein Einfluß auf unseren edlen, unglück-

lichen Freund war ja auch das Letztemal, als Du hier warst, so außerordentlich beruhigend und erhebend.

Nun ich weiß, wir bitten gewiß nicht vergebens und erwarten Dich daher umgehend.

Deine treue, herzinnige Freundin
Eleonore von Breuning.

P. S.

Weißt Du kein schönes Muster für eine Weste, ich möchte Ludwig eine von Hasenhaaren stricken*). Wenn Du eines besitzest, so bringe es mit."

Jeannette hatte die Hand mit dem Briefe der Freundin in den Schooß sinken lassen, und dachte jetzt mit schmerzlicher Ergriffenheit über das traurige Schicksal des jungen Mannes nach, für dessen Wohl und Weh' noch immer eine Stimme in ihrem Herzen theilnehmend sprach. Ja sie klagte sich heimlich an: daß sie selbst einst ein großes Unrecht an ihm begangen habe, als sie so plötzlich von ihm gelassen und sich — ach, nur zu schnell! — mit ihrem jetzigen Gatten versprochen hatte. Schon damals war durch sie ein schwarzer Schatten über dies hoffnungsvolle junge Leben gefallen . . . . war es da nicht ihre Pflicht, diesen Fehler nach Kräften wieder gut zu machen?

---

*) Beethoven erwähnt dieser Weste noch in seinem Briefe vom 2. November 1793 aus Wien, und bittet Eleonore, ihn doch wieder mit einer solchen zu beglücken.

Aber wie? wie? — Plötzlich schien sie ein lichter Gedanken zu durchzucken; ihre Züge heiterten sich auf, ihre Augen leuchteten in unverkennbarer Freude, und sich rasch erhebend, rief sie laut:

„Ich hab's! ich hab's! So wird alles wieder gut und verweigern kann mir's der Churfürst nicht, denn ..."

Aber die Freude erstarb hier ebenso plötzlich in Jeannetten's Zügen, wie sie der Augenblick geboren hatte.

„Und wenn nun die Sache schon entschieden wäre?„ — sagte sie langsam und mit gepreßter Stimme.

„Wenn nun der elende Berton die Zusage schon schriftlich in den Händen hält?!"

Sie stand lange, die Fingerspitzen der einen Hand nachdenklich an die Stirne haltend; dann hob sie mit der anderen den Brief, sah noch einmal in denselben und rief:

„Warum die Bedenklichkeiten? Hier steht nur: er habe die Gunst, nach Wien geschickt zu werden, hinter Ludwigs Rücken erschlichen. Das heißt noch nicht, er hat bereits Decret und Reisegeld in der Tasche. Es ist also immer noch eine Möglichkeit der Rettung vorhanden, und diese muß versucht werden. Also fort .... und keinen Augenblick verloren."

Und Jeannette wandte sich rasch, die nöthigen Vorkehrungen zur Reise zu treffen. Indem sie aber dabei nach ihrem Taschentuche griff, wel-

ches sie während des Lesens auf die Fensterbrüstung gelegt hatte, fiel etwas zu Boden. Sie sah darnach: es war der Brief ihres Gatten.

Eine dunkle Röthe überflog in diesem Momente ihr hübsches Gesicht, während sie sich so heftig auf die Lippe biß, daß diese nahe daran war, zu bluten. Sie hatte den Brief des Gatten über jenen, der von Ludwig handelte, ganz vergessen. Beschämt hob sie ihn jetzt auf und erbrach ihn.

Er war sehr kurz und aphoristisch gehalten: Herr von Greth, vor Kurzem aus dem türkisch-russischen Kriege zurückgekehrt, deutete flüchtig an, daß jetzt bei den Unruhen in Frankreich und dem Verfahren der Franzosen gegen ihren König, der demnächste Ausbruch eines Krieges gegen Frankreich fast mit Bestimmtheit anzunehmen sei. Oesterreich rüste bereits im Stillen, und da alsdann natürlich die Rheingrenzen den ersten und größten Gefahren ausgesetzt wären, so wünsche er, daß Jeannette sofort nach Wien zurückkehre.

Als Jeannette den Brief gelesen, umschattete Unmuth ihre hübsche Stirne. Nicht als ob ihr die Rückkehr zu ihrem Gatten eine Pein gewesen sei: denn wenn sie auch gerade nicht glücklich verheirathet war, so war doch ihre Ehe auch nichts weniger als unglücklich. Es fehlte in ihr nur Dasjenige, was in so vielen Ehen fehlt: wahre Liebe und ein rechtes Ver-

ständniß; jenes wonnevolle Streben nach beglückender Verschmelzung zweier Herzen zu Einem; jenes Aufgehen des Einen in dem Anderem. Ihre gegenseitige Lebensparole war schon nach dem ersten Jahre „Gleichgültigkeit" geworden, die — bei Pflichttreue — ein ruhiges Nebeneinandersein gelten ließ; um so mehr, als ihre Verbindung bis dahin kinderlos geblieben war.

Zu jeder andern Zeit würde sich daher Jeannette dem Wunsche ihres Gatten ohne alles Weitere gefügt haben; in diesem Augenblicke indeß, kam ihr der Ruf nach Wien sehr ungelegen.

Aber war denn unter dem etwas militärisch strengen „sofort" gleich der nächste Tag gemeint? Sie wäre ja ohnedem nicht nach Oesterreich zurückgekehrt, ohne persönlich von den Lieben in Bonn Abschied zu nehmen. Also was stand im Wege? Es galt nur rasch und entschieden zu handeln.

Jeannette traf daher sogleich Anstalten zu einem Besuche bei Breuning's; setzte ihre Eltern von dem Wunsche ihres Mannes in Kenntniß und schrieb sodann diesem selbst, daß sie die Heimreise nach Wien mit größtmöglichster Beschleunigung antreten werde.

Mann kann sich die Freude Eleonoren's und der Ihrigen denken, als Jeannette schon am Abend des anderen Tages im Breuning'schen Hause eintraf.

„Das habe ich mir gedacht!" — sagte die Hof-

räthin vergnügt — „Jeannetten's edles Herz konnte unserem Hülferuf nicht widerstehen."

„Sagen Sie lieber dem Rufe einer heiligen Pflicht!" — entgegnete die junge Frau erröthend. — „Vielleicht kann ich hier einigermaßen gut machen, was ich an ihm und mir selbst einst in jugendlicher Thorheit gesündigt habe."

„Ach ja!" — versetzte Frau von Breuning — „jetzt findet er gewiß erst recht, wie vereinsamt sein Herz dasteht."

„Wir müssen ihn vor allen Dingen der Welt und dem Leben wiedergewinnen."

„Und — mag es kosten, was es will — für sein bisheriges großes Streben wieder anfeuern."

„O, das findet sich gewiß von selbst!" — meinte Jeannette. — „Sein gewaltiger, thatendurstiger Geist wird auch diese peinliche Prüfungszeit überdauern und dann mit doppelter Macht nach doppelten Siegen ringen."

„Liebes Kind!" — sagte die Hofräthin mit dem Gaste in das Zimmer tretend — „ich habe auch keinen Augenblick gefürchtet, daß sich Ludwig von dem Vorgegangenen in seinen Strebungen auf die Dauer entmuthigen lassen werde. Dafür kenne ich ihn zu gut. Aber ich fürchte, sein Vertrauen auf die Menschheit leidet Schiffbruch und er wird in sich selbst dauernd unglücklich."

„Dafür möge ihn der Allgütige bewahren!“ — rief Eleonore.

„Nun!“ — sagte Frau von Breuning — „vielleicht ist dies Alles auch nur eine höhere Fügung. Unser Leben verliert seine Schnellkraft, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit in Lagen kommen, wo wir alle unsere Kräfte anspannen müssen, um mit Ehren zu bestehen; wo uns, wie bei einem kritischen Spiele, eine wohlthätige Angst befällt, die aber nicht niederdrückend, sondern erregend wirkt.“

In diesem Augenblicke traten die Brüder ein. Man begrüßte sich herzlich; dann aber setzten sich Alle zusammen, um einen Kriegsrath zu halten und die nöthigen Pläne für Wiederheranziehung Ludwig's zu entwerfen.

Ein Schutzengel.

Churfürst Maximilian Franz ging ärgerlich in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Die finsteren Wolken, die sich so furchtbar über Frankreich gethürmt hatten, schienen sich auch nach Deutschland hin entladen zu wollen.

In dem sonst so friedlichen Sachsen fingen bereits, verleitet durch die Nachrichten aus dem revolutionären Frankreich, die Bauern ebenfalls zu revoltiren an. Protestationen gegen ihre Patrimonialgerichtsbarkeit und gegen die Last, welche der große Wildstand dem Landmanne auflegte, ließen sich immer lauter und lauter vernehmen, und schon hatte man dort an verschiedenen Orten begonnen, thatsächlich aufzutreten: die Frohnen verweigert, die gutsherrliche Triftgerechtigkeit zurückgewiesen, und das in Heerden und Rudeln herumtreibende Wild niedergeschossen.

Was aber für den Churfürsten von Cöln noch schlimmer und bedenklicher war: im benachbarten Trierischen, Saarbrückischen und zu St. Ingbert hatte

man diese Auftritte bereits nachgeahmt. Außerdem aber brachte die Zeit noch ein anderes Uebel mit sich: Der französische Adel fing an das Vaterland zu verlassen und die revolutionären Bewegungen jenseits der Grenzen des Churfürstenthums warfen eine Unzahl von Emigranten nach Mainz, Coblenz, Cöln und Bonn.

Der vorsichtige und auf vernünftige Weise sparsame Maximilian Franz beunruhigte sich hierüber aber nicht wenig; denn außer den Kosten, welche diese ungeladenen Gäste dem Lande verursachen mußten, konnten sie nicht leicht auch den Sturm der Leidenschaften, die da drüben wütheten, herüber ziehen? Ein Krieg bereitete sich ohnedem vor, und wessen Lande und Unterthanen waren alsdann den traurigen Wechselfällen des Schicksals mehr ausgesetzt, als die der drei geistlichen Churfürsten?

Alle diese Sorgen beschäftigten jetzt den edlen Maximilian Franz fortwährend, und sie waren es auch die ihn eben jetzt wieder in eine trübe und ärgerliche Stimmung versetzt hatten.

Mißmuthig fuhr er mit der Hand über die Stirne als sein Blick auf den im Nebenzimmer stehenden Flügel fiel. Der Churfürst liebte nicht allein die Musik, er war auch selbst musikalisch, und oft schon hatte dies Instrument in Stunden des Mißmuthes die Sorgen verscheucht.

Maximilian Franz nahm es daher auch jetzt in Anspruch. Aber er phantasirte heute nicht, wie er dies gewöhnlich zu thun pflegte, sondern ergriff ein kleines geschriebenes Notenheft, das neben dem Flügel auf einem Marmortischchen lag, und fing an dasselbe durchzuspielen. Die Composition war sehr schön; aber sie bot Schwierigkeiten dar, die sich selbst für einen so gewandten Spieler, wie Max Franz, nicht so leicht überwinden ließen. Gerade dies war jedoch dem Churfürsten recht; die Anstrengung zog ihn von seinen Gedanken ab und die baldige Ueberwindung der Hindernisse erfreuten ihn.

Jetzt ging es schon recht geläufig, als Graf Waldenfels eintrat. Unbemerkt blieb er an der Thüre stehen und hörte lange mit Wohlgefallen zu. Da blickte der Churfürst zufällig um sich und gewahrte ihn.

„Sieh' da, Waldenfels!" — sagte er ohne sich stören zu lassen. — „Es ist mir lieb, daß Sie gerade jetzt kommen. Ich möchte Ihr Urtheil über diese Sonate hören."

„Churfürstliche Gnaden bedürfen meines Urtheils hierbei gewiß nicht!" — versetzte der Minister mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung. — „Ich wüßte keinen competenteren Richter, als Serenissimus selbst."

„Nein, nein!" — rief der Churfürst immer weiter spielend. — „Sie sind ein größerer Musikkenner und

haben mehr Verständniß von der Sache, als ich. Ich bitte Sie also, sagen Sie mir ganz unumwunden Ihre Meinung über diese Composition."

„Sie ist vortrefflich!" — entgegnete Waldenfels.

„Hören Sie nur diese Passage!" — sagte der Churfürst. — „Wie herrlich! Aber sie hat ihre Schwierigkeiten."

„Das liebt nun einmal Beethoven."

„Wer?"

„Beethoven."

„Falsch geschlossen!" — rief der Churfürst, die letzte Passage, in welcher er gefehlt hatte, wiederholend. — „Die Sonate ist eine Arbeit Berton's."

„Um Vergebung, Churfürstliche Gnaden, Sie wollen sagen, Beethoven's."

„Nein, nein, nein! Berton's."

„Aber . . . ."

„Nun, hören Sie nur dieselbe genau an."

„Ich kenne sie."

„Unmöglich! Berton hat sie in meinem Auftrage geschrieben und sie mir vor einer Stunde mit der Versicherung überbracht, daß sie noch kein Mensch kenne."

„Dann hat Sie Berton belogen."

„Waldenfels!"

„Um Vergebung, ich muß aber meine Behauptung aufrecht erhalten, da ich zugegen war, wie

Beethoven diese Sonate componirte und nach ihrer Vollendung mir vorspielte."

„Wann geschah das?"

„Vor drei bis vier Wochen?"

„Und Sie täuschen sich nicht?"

„Ich besitze sogar das ursprüngliche Manuscript von Beethoven's Hand."

„Aber Berton?"

„Darf ich fragen, wann Churfürstliche Gnaden Berton den Auftrag, eine Sonate zu componiren, ertheilt haben?"

„Gestern frühe. Ich wollte sehen, ob er auch im Stande sei, seinem Talente etwas zuzumuthen. Das Genie muß blitzähnlich schaffen, nicht mit Bienenfleiß zusammentragen."

„Dies aber gerade vermag Berton nicht. Er ist ein ganz talentvoller junger Mann; aber ohne allen Anflug von Genialität."

„Und Sie glauben? . . . ."

„Er fühlte sich nicht im Stande, dem Wunsche Eurer Churfürstlichen Gnaden in der gegebenen kurzen Zeit zu entsprechen. Ich kenne das, Berton würde für diese Arbeit mindestens drei, vier Tage nöthig gehabt haben."

„Und so sollte er? . . . ."

„Um nicht als ungeschickt zu erscheinen, bat er vielleicht . . . ."

„Lassen wir die Sache!" — rief hier der Churfürst hier aufstehend, und auf seiner Stirne hatten sich die alten Unmuthsfalten wieder gelagert.

„Berton ist sonst ein ausgezeichneter Kopf!" — fuhr der Fürst dann fort, als wolle er seine eigenen Zweifel beschwichtigen. — „Ich habe ihm gesagt: daß ich ihn nach Wien senden will. Auch Graf Andechs hat sich sehr eifrig für den vielversprechenden jungen Mann verwendet."

Ein eigenthümliches Lächeln trat bei Anhörung dieser Worte auf das Antlitz des Ministers. Der Churfürst bemerkte es und frug:

„Sie lächeln?"

„Ja, Churfürstliche Gnaden, weil ich unwillkürlich an das denken muß, was den alten Grafen Andechs zu dieser so eifrigen Empfehlung bewogen hat.

„Nun, das sind doch nur die Gaben, die Berton besitzt."

„Vielleicht aber auch die Gaben, deren sich seine schöne Schwester rühmen kann."

„Hat er eine solche?"

„Ein reizendes, verführerisches Wesen."

„Und Andechs?"

„Betet sie an."

„Aber in welcher Beziehung steht dies zu dem Bruder?"

„In einer sehr nahen. Berton's Schwester hat die Erhörung der Wünsche des Grafen, davon ab-

hängig gemacht, daß dieser die Sendung des Bruders nach Wien durchsetze. Gestern ist sie mit Andechs nach dessen Gütern abgereist."

Die Stirne des Churfürsten ward immer finsterer. Er ging jetzt in seiner inneren Aufregung mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Nachrichten, die ihm Waldenfels eben mitgetheilt, berührten ihn höchst peinlich, da sie sein Rechtlichkeits- und Sittlichkeitsgefühl tief verletzten und er doch in der That für Berton sehr eingenommen war.

Eine lange Pause entstand; dann blieb Maximilian Franz plötzlich vor Waldenfels stehen und sagte:

„Ich weiß, lieber Graf, daß Sie die Sendung nach Wien für Beethoven wünschten; ich muß auch anerkennen, daß Beethoven wirklich eminente Anlagen besitzt . . . aber Berton hat auch solche . . . und! . . . ich habe ihm einmal mein Wort gegeben!"

Graf Waldenfels erwiderte nichts: er wußte mit welcher Strenge Max Franz an seinem gegebenen Worte hing. Mit leichter Verbeugung und einem kaum merklichen Zucken der Achseln deutete der Minister daher nur sein Bedauern an. Aber dies stumme Achselzucken eines so rechtlichen und ehrenfesten Mannes, wie Waldenfels, sagte doch dem Churfürsten genug, um das Peinliche seiner Stimmung noch zu erhöhen.

Er wußte in der That für einen Moment nicht, was beginnen, als der Kammerdiener eine Dame meldete.

„Wer ist sie?" — frug der Churfürst ärgerlich; denn er war ohnehin kein Freund von Damenbesuchen, so artig und chevaleresque er bei anderen Veranlassungen sein konnte.

„Sie will ihren Namen nicht nennen; aber sie habe ein dringendes Anliegen an Churfürstliche Gnaden."

„Dann kann ich sie auch nicht sehen."

Der Kammerdiener verbeugte sich tief und ging hinaus.

„Wird am Ende wieder eine Emigrantin sein!" — sagte, als sich die Thüre hinter dem Diener geschlossen, Max Franz. — „Ich fürchte, wir bekommen noch halb Frankreich herüber."

„Das fürchte ich auch!" — entgegnete der Minister. — „Und von welcher grenzenlosen Arroganz sind diese Menschen beseelt. Sie kommen als Flüchtlinge, leben auf unsere Kosten und gebärden sich dabei, als ob sie unsere Herren wären."

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener abermals ein.

„Nun?" — frug der Fürst unwillig — „Läßt sie sich nicht abweisen?"

„Nein!" — versetzte der Diener. — „Sie bat mich dies Eurer Churfürstlichen Gnaden zu überreichen."

Aber in diesem Augenblicke entfuhr Maximilian

Franz ein freudiges: „Ah!" — Er hielt jene kleine, zierlich gearbeitete goldene Rose in der Hand, die er einst auf einem Faschings-Maskenballe jenem liebenswürdigen, blauen Domino gegeben, den er aus den Händen jugendlichen Uebermuthes befreit. War doch bis dahin all' sein Forschen nach dieser Dame vergebens gewesen, und jetzt — stellte sie sich selbst.

„Eintreten!" — rief er daher in heiterem Tone dem Kammerdiener zu; legte aber zugleich seine Hand auf die Achsel des Ministers, der sich discret entfernen wollte und sagte lächelnd:

„Nicht doch, mein lieber Graf! — Es wäre zu gefährlich für einen geistlichen Herrn, ein solches Rendezvous allein bestehen zu müssen. Wir haben schon so oft miteinander die langweilige Dame „Politik" empfangen, lassen Sie uns jetzt einmal einer holden Armida gemeinsam entgegentreten."

„Churfürstliche Gnaden haben zu befehlen!" — entgegnete Waldenfels mit leichter Verbeugung. — „Die Sache ist für mich ohnedem nicht gefährlich: wenn Maximilian Franz bei Damen auftritt, ist er in der besten und größten Gesellschaft doch nur immer der „Einzige", der für die Schönen vorhanden ist."

„Spötter!" — rief der Churfürst mit dem Finger drohend; aber er ging zugleich nach der Thüre hin, die sich eben öffnete.

„Generalin von Greth!“ — rief der Churfürst überrascht. — „Und Sie waren jener blaue Domino?“

„Der Churfürstlichen Gnaden seine Befreiung verdankte!“ — entgegnete die junge hübsche Frau mit einer tiefen graziösen Verbeugung.

„Aber mein Gott, wie konnte ich damals so blind sein, um Sie nicht zu erkennen?“

„Serenissimus glaubten mich wohl in Wien?“

„Richtig! Aber um so schöner ist es, daß Sie jetzt kommen. Lassen Sie uns Platz nehmen.“

Und Max Franz führte seinen Besuch nach einem Fauteuil, der Generalin mit der Hand ein Zeichen gebend, sich neben ihm niederzulassen. Auch Waldenfels folgte einem Winke des Churfürsten und that dasselbe.

„Und nun,“ — hub der Fürst auf's Neue an — „darf ich vielleicht fragen, was Sie zu mir führt?“

„Eine Bitte, Churfürstliche Gnaden.“

„An deren versprochene Gewährung mich die Rose erinnert.“

„Darf ich also wagen? ....“

„Sprechen Sie immer.“

„Ich thue es mit um so leichterem Herzen, als Sie nicht mich, sondern einen Ihrer trefflichsten und talentvollsten Diener betrifft, dessen ganzes Lebensglück, dessen ganze Zukunft in Ihren Händen ruht. Ein Wort von

Eurer Churfürstlichen Gnaden, und Sie geben dem Leben einen jetzt tief gebeugten Menschen zurück, aber auch der Zukunft einen großen Mann."

„Sie machen mich wirklich auf den Namen dieses Mannes gespannt. Ich sollte ihn schon voraus einen Glücklichen heißen, da er sich einer so liebenswürdigen Fürsprecherin zu erfreuen hat."

„O!" — rief hier die junge Frau mit leuchtenden Blicken. — „Seine besten Fürsprecher sind wohl: sein edles Herz, sein biederer Sinn und seine großen Talente."

„Wenn sich freilich diese Dinge mit Ihnen, meine Holde, verbinden, so werde ich schwerlich widerstehen können. Und wer ist es, für den Sie in so schönem Vereine bitten."

„Ludwig van Beethoven!" — sagte die Generalin mit leichter Verneigung. Ein freudiges Lächeln angenehmer Ueberraschung flog bei diesen Worten über des Ministers Züge; aber es fand keinen Wiederglanz auf dem Antlitze des Churfürsten, das sich im Gegentheile ein wenig verfinsterte.

„Und wie kommen Sie darauf, sich für den jungen Beethoven zu verwenden?" — Sagte Max Franz nach einigen Secunden. — „Denn für was Sie sich verwenden, kann ich mir denken, es ist die Sendung nach Wien."

„In der That, so ist es!" — sagte Frau von Greth. — „Beethoven's ganze Zukunft hängt von der Mög=

lichkeit einer tüchtigen Ausbildung unter der Leitung der großen Wiener Musiker ab."

Und sie legte nun mit einer Beredtsamkeit, die sie sich selber nicht zugetraut, den ganzen Thatbestand auseinander; schilderte mit eben so viel Begeisterung als Grazie das hohe Verdienst Maximilian Franzens um die Wissenschaften und die Künste und malte Ludwigs Wesen, seine Anlagen, seine bisherige Hoffnung, seine Freundschaft zu Berton und seinen namenlosen Schmerz über dessen Verrath und die Vernichtung aller seiner glühendsten Wünsche so lebendig, so hinreißend aus, daß der Churfürst, als sie geschlossen, sichtbar erregt war. Aber er war auch indignirt von Berton's Betragen.

„Und Sie können sich für die Wahrheit alles dessen verbürgen, was Sie, namentlich auch in Beziehung auf den jungen Berton, gesagt haben?" — frug er jetzt mit festem und ernstem Blick.

„Ich kann es!" — sagte die Generalin.

„Und ich auch!" — fügte Waldenfels hinzu.

„Gut!" — entgegnete der Churfürst sich erhebend. — „Ich werde die Sache noch selbst untersuchen; besonders auch mit jener Sonate. Finde ich sie so, wie sie mir hier vorgestellt wird, so bin ich schmählich hintergangen, nehme mein Wort zurück — und Beethoven geht nach Wien."

Die Generalin und Waldenfels, die sich gleich-

falls erhoben, strahlten vor Freude. Der Churfürst aber lehnte vor der Hand noch jeden Dank ab.

„Warten wir auf den Erfolg meiner weiteren Nachforschung!“ — sagte er. — „Jedenfalls, lieber Waldenfels, schicken Sie mir sofort Beethoven. Sie aber, verehrtes Frauchen, — nicht wahr, Sie gewähren mir nun auch eine Bitte?“

„Mit Freuden, wenn die Gewährung in meiner Macht steht.“

„So nehmen Sie zum zweitenmale diese Rose und bewahren sie zum Andenken an mich.“

„Wie gerne werde ich dies thun!“ — versetzte die Generalin, — „so oft ich sie erblicke, soll sie mich an die Wohlthaten erinnern, die Churfürstliche Gnaden auf das Haupt des edlen Beethoven gehäuft.“

Und sie nahm mit leiser Verneigung die kleine goldene Rose zum zweitenmale aus der Hand des geistlichen Herrn.

„Und nun noch eins: treten Sie auf ein halbes Stündchen in dies Seitengemach, Sie finden treffliche Bücher zur Unterhaltung. Wenn ich Ihrer wieder bedarf, werde ich öffnen.“

Die junge Frau gehorchte und Waldenfels empfahl sich, um nach Beethoven zu schicken.

Nach einer halben Stunde ungefähr meldete der Kammerdiener den Kammermusikus.

„Soll eintreten!“ — sagte der Churfürst.

Beethoven erschien. Er war blaß und seine Züge athmeten eine erschreckende Härte.

„Haben Sie vor Kurzem eine Sonate für das Klavier componirt?" — frug, in dem Zimmer auf- und abgehend, der Churfürst im Geschäftstone.

„Zu dienen, Churfürstliche Gnaden!" — entgegnete der Gefragte kurz und kalt.

„Können Sie dieselbe aus der Erinnerung vortragen?"

„Ja!"

„Setzen Sie sich an den Flügel und lassen Sie mich dieselbe hören."

Beethoven gehorchte. Es war bis auf die kleinste Note dieselbe Composition, die der Churfürst vorhin gespielt; nur klang sie durch den vollendeten Vortrag des jugendlichen Meisters noch viel herrlicher.

Der Churfürst, der während des Vortrages immer auf und abging, konnte nicht genug hören; er war in der That entzückt. Aber die widersprechendsten Gefühle durchzogen auch seine Brust: gerechter Zorn über Berton's elendes Betragen, — Reue, daß er dem Grafen Andech's sein Wort gegeben, und doch auch wieder der Drang, hier, wie immer, streng gerecht zu handeln.

Als Beethoven geendet, blieb er vor ihm stehen und frug ihn mit scharfem Blick:

„Haben Sie diese Composition geschrieben?"

„Ja, Churfürstliche Gnaden.“

„So lassen Sie mir dieselbe zukommen.“

„Das kann ich nicht.“

„Warum nicht?“

„Das Manuscript besitzt Graf Waldenfels ....“

„Und haben Sie keine Abschrift nehmen lassen?“

„Doch.“

„Und kann ich diese nicht haben?

„Auch nicht! Sie ist mir abhanden gekommen. Ich habe sie wohl verlegt.“

Maximilian Franz ging schweigend nach dem Marmortischchen, nahm die Noten, von welchen er vorhin gespielt, hielt sie Beethoven vor und sagte:

„Kennen Sie die Handschrift?“

Ludwig ward leichenblaß. Schon die Erinnerung machte ihn in seinem Innersten beben, und nun gar der entsetzliche Gedanken, der hinzutrat.

„Es ist Berton's Handschrift!“ — sagte er kaum hörbar.

„Nun!“ — versetzte der Churfürst — „so erlauben Sie wohl, daß ich sie behalte. Es ist Ihre Sonate.“

„Gerechter Gott!“ — rief hier Ludwig sich vergessend — „auch das noch?“ — und die hellen, dicken Thränen traten in seine Augen. Aber in demselben Augenblicke schüttelte er sie wild ab, und stand hart und kalt — wie eine antique Marmorstatue — vor dem Fürsten.

Max Franz hatte ihn scharf beobachtet. Jetzt trat er ruhig auf den jungen Mann zu, legte seine Hand auf Ludwig's Schulter und sagte milde, fast mit väterlichem Tone:

„Beethoven, ich ehre Ihren Schmerz und bewundere die männliche Kraft, mit der Sie ihn tragen. Wer den Muth hat, mit dem Schicksale zu ringen, der ist ein geborener König unter den Menschen. Vergessen Sie einen falschen Freund und gehen Sie nach Wien, um während des Zeitraumes von drei Jahren sich unter Haydn's, Albrechtberger's und Salieri's Leitung zu einem großen und tüchtigen Musiker auszubilden."

„Churfürstliche Gnaden!" — rief überrascht Beethoven — „wie soll ich Ihnen danken."

Max Franz aber lächelte vergnügt, ging nach der Thüre des Nebengemachs, öffnete sie und sagte:

„Hier, junger Mann, — hier ist der Rechte, bei dem Sie sich zu bedanken haben."

In demselben Augenblicke trat die junge Frau hervor:

„Jeannette!" — rief Ludwig noch überraschter als zuvor.

„Sie ist Ihre Fürsprecherin" — sagte der Churfürst — „und Ihr guter Engel. Nehmen Sie ihren Segen und gehen Sie, um sofort Anstalten zur Reise

zu treffen; Sie müssen, um Ihres Gemüthszustandes Willen, Bonn so schnell als möglich verlassen."

Da drückte Ludwig van Beethoven glühende Küsse auf Jeannetten's Hand — eine Thräne aus des holden Weibes Auge fiel weihend auf sein Haupt — der Churfürst sagte „Amen!" — und führte die Generalin am Arme hinweg. —

Zwei Tage später war Ludwig van Beethoven auf der Reise nach Wien. —



Des zweiten Theiles zweite Abtheilung:

Jugendthaten.



Hier laßt uns Hütten bauen.

Riesige Alpenketten, — himmelstürmende Berge, — tief zerklüftete Thäler!? . . . warum muß sie die Erde tragen? warum ist sie nicht lieber ein ebener Paradiesesgarten von gleichförmiger Schönheit?

Kein Mensch verstände den anderen, wenn nicht der Natur aller Menschen etwas Gemeinschaftliches zu Grunde läge; wenn nicht die Eindrücke, die wir durch die Sinne erhalten, eine gewisse Aehnlichkeit bei allen Menschen beibehielten, und wenn endlich nicht, unabhängig von allem objectiven Dasein, die Bezeichnung der Eindrücke — nach welcher wir gut und böse, recht und unrecht, schön und häßlich unterscheiden — in uns selbst, als Form aller Veränderungen, die in uns vorgehen können, schon bereit läge.

Welche bestimmte Eindrücke nun aber diese oder die entgegengesetzte Empfindung in uns hervorbringen wird, das hängt von der Organisation und zum Theil

auch von der Erziehung oder Gewöhnung ab, und man begreift wohl, wie am Ende die Verschiedenheit der Gefühle, der Charaktere, und folglich auch der Gesinnungen bei manchen Einzelnen schlechterdings nicht zu heben oder auf einen Vereinigungspunkt mit der Allgemeinheit zurückzuführen sind.

Menschen von ursprünglicher Originalität und geistiger Größe sind die himmelstürmenden Alpen der moralischen Welt. Sie gehören, so gut wie die wirklichen Alpen, in den Welthaushalt, auch wenn sich das Gewürm der Alltagsmenschen die Köpfe blutig daran stößt. Sie werden deßhalb doch groß und originell bleiben; sowie alle Menschengeschlechter zusammengenommen die Alpenketten nie abtragen und die Thäler damit ausfüllen werden!

. Von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, könnte es allerdings nicht gleichgültig erscheinen, ob dergleichen unüberwindliche Unterschiede fortdauern sollen, oder nicht. Es kann sogar – fassen wir das gesammte Völkerleben in's Auge — einen Anschein von höherer Vollkommenheit für sich haben, wenn alle Meinungen sich nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift bequemen und dann durch das ganze Menschengeschlecht nur Ein Willen herrschen und nur Ein Pulsschlag in der großen sittlichen Welt, wie in der kleinen physischen des einzelnen Menschen, regelmäßig Alles im Umtriebe erhalten dürfte.

Und, in der That, die Culturgeschichte hat hierin Versuche gemacht.

Den kürzesten Weg zur Hervorbringung dieser Gleichförmigkeit, dieses Abtragens sämmtlicher geistiger Höhen und Größen, hatten unstreitig diejenigen gefunden, die den großen Entwurf einer Universalmonarchie, mit dem kräftigsten Glauben an eine geistliche Unfehlbarkeit des höchsten Alleinherrschers und an sein überirdisches Dasein, als eines sichtbaren Stellvertreters der Gottheit, zu einem der Zeit und der unruhigen Vernunft Trotz bietenden Ganzen verschmolzen.

E i n Wille, e i n e Weisheit, e i n e moralische Größe, über Alles, deren Macht zu widerstehen, Thorheit, — deren Recht zu leugnen, Unvernunft, — deren Heiligkeit zu bezweifeln, Gotteslästerung ...... es war ein großer, ein gewaltiger, ein mächtiger Gedanke, vielleicht der größte, der in ähnlicher Beziehung in der Menschheit je aufgetaucht; — ein Gedanke, der, wenn es überhaupt möglich ist, bis auf diesen Punkt sich aller Gemüther zu bemeistern, zuerst, ja allein das Ziel erreichen konnte, über alle die Tausende von Millionen vernünftiger Wesen, über Alles was sich regt, was hervorsproßt und was ruht auf dieser weiten Erde, den unumschränkt gebietenden Scepter auszustrecken.

Diese Macht wuchs in der Geschichte heran; aber

sie scheiterte in ihrer Consequenz an einem Grundgesetze: an der, in der Natur des Menschen begründeten, ewig fortschreitenden freien Entwicklung.

Da setzte die Geschichte noch einmal an und versuchte: ob ein entgegengesetztes System von republikanischen Grundsätzen etwa leichter eine allgemeine Verbrüderung des Menschengeschlechtes zu einem umfassenden Staatenbunde bewirken könne, und ob sich endlich alle Menschen bequemen möchten, den allgemeingültigen Grundsätzen, die eine solche Verbindung voraussetzt, ohne Widerrede zu huldigen?

Aber ist denn eine solche Zusammenstimmung nicht noch viel unmöglicher? Haben denn die Menschen überhaupt die Folgen einer solchen moralisch-geistigen Nivelirung bedacht? Haben sie bedacht, welche Einseitigkeit und Beschränktheit der Begriffe hier unvermeidlich wäre?

Nehmt die Berge hinweg und füllt die Thäler damit aus . . . . und Gottes schöne, herrliche Erde wird zur entsetzlichen, zum Wahnsinn treibenden flachen Kugelschale!

Je auffallendere und mannichfaltigere Abweichungen wir in der Denkungsart der Menschen bemerken, um so viel reicher werden wir an Ideen. Ein großer Theil dieses geistigen Reichthumes aber ginge unwiderbringlich für ein Zeitalter verloren, welches den Gedankengang der Menschen, ihr Wesen, ihre Charaktere

niveliren wollte. Wie viele Kräfte unseres Geistes fordern nicht zu ihrer Entwicklung außerordentliche Veranlassungen! Dort aber, wo alles einen gemessenen Schritt halten müßte, — dort würden diese Kräfte einschlummern, oder doch nie zur Reife gelangen. Geister, wie die eines Perikles, eines Alexander, eines Cäsar, eines Platon, eines Aristoteles, eines Friedrich, eines Lessing, eines Voltaire, Kant, Herder u. s. w. hätten keinen Schauplatz mehr. Wo die Willkür der Handlungen wegfällt, fällt auch die Uebung der Verstandeskräfte, die freie selbstständige Entwicklung der Charaktere weg. Es muß überall Reibung und Kampf vorhanden sein: Kampf ist Leben, ohne Kampf ist Tod! Nehmen wir die Contraste der menschlichen Charaktere hinweg, geben wir allen Einzelnen mehr Vereinigungspunkte und einerlei Bestimmung, wo bleibt dann der Hochgenuß: einen großen Mann gegen das feindliche Geschick ankämpfen zu sehen?

Darum wohl uns, daß es Berge gibt und Thäler, in der geistigen und in der materiellen Welt; Alpen und Gletscher, Stürme und Orkane, Reibungen und Kämpfe.

Buchstaben, Formeln und Schlüsse werden nie in dem jungen menschlichen Schößling den mächtigen, dunklen Trieb überwiegen: durch eigenes Handeln die Eigenschaften der Dinge zu erforschen, und durch Er=

fahrung zur Weisheit des Lebens hinaufzusteigen. Ewig, — ewig wird sich in seinen Adern, ihm selbst unbewußt, ein Feuerstrom der Macht und des Begehrens regen, den nichts als Befriedigung bändigen und kühlen, — den der Widerstand fremder Selbstheit nur reizen und erzürnen, — dem ihre Gewalt allein Schranken setzen und durch diese das Bewußtsein wechselseitiger Befugniß wecken kann.

Ewig wird daher auch der Mensch und das Menschengeschlecht zwischen Willkür und Regel schwanken. Und wenn in wenigen großen Seelen beide vereint liegen und aus Beiden in angeborener, origineller Harmonie große Gedanken und große Thaten hervorgehen, so werden diese große Seelen eben auch nur vereinzelt dastehen, — wie jene Himmel stürmende Bergkolosse — — angestaunt von der blödsinnigen Masse, — aufstarrend mit schroffen Kanten und Zacken in die stolzen aber einsamen Eisregionen; — in der Tiefe von Dunkel umgeben, aber den Gipfel in ewiges Licht tauchend!

Eine solche originelle große Erscheinung bereitete sich schon jetzt in Ludwig van Beethoven vor.

Jahre waren vergangen, seitdem er Bonn zum erstenmale für Wien verlassen: der Tod seiner Mutter rief ihn damals zurück, und wieder wollte es das ihm stets so feindliche Schicksal, daß eine lange Zeit verging, bis er wirklich zu seiner Ausbildung nach Oesterreichs

Kaiserstadt gelangte. Endlich! endlich! — es war im Jahr 1792 — erfüllte sich sein heißester Wunsch: und er betrat, als zweiundzwanzigjähriger junger Mann, das langersehnte Wien.

War aber auch unterdessen einer der schönsten Sterne für ihn dort verblichen — Jeannette hatte mit ihrem Gatten die Hauptstadt verlassen, da dieser als Commandant nach Temeswar versetzt worden war, — so lohnte doch schon bald nach seiner Ankunft der Wiener Aufenthalt sein langes muthiges Kämpfen und Ringen nach diesem Ziele.

„Hier laßt uns Hütten bauen!" — rief Ludwig schon nach den ersten Wochen: ja er war gleich Anfangs so überzeugt, daß er hier den rechten Boden für seine allseitige Entwicklung gefunden habe, daß er den Entschluß faßte: „Hier bleibst du und gehst nicht mehr zurück nach Bonn, und wenn dir auch der Churfürst die Pension entziehen sollte*)."

Und dies Gefühl hatte Beethoven nicht getäuscht: Wien war ja damals der Centralpunkt alles Großen und Erhabenen, was in der Tonkunst auf deutschem Boden geleistet wurde. Mozart, dieser lichtumflossene Genius im Reiche der Töne, der einst von Beethoven gesagt: „Dieser Jüngling wird noch viel in der Welt von sich reden machen!" — Mozart, ob-

*) Schindler: S. 25.

wohl bereits ein Jahr unter den Todten, lebte noch frisch im Andenken Aller, die sich für seine göttlichen Offenbarungen ein empfängliches Herz erhalten hatten. Gluck's Geist umkreiste ebenfalls noch in frischer lebendiger Erinnerung die Bewohner der alten Vindobona; Vater Haydn, Albrechtsberger, Schenk, Schuppanzigh, Kraft, Linke und so viele andere ausgezeichnete Männer in jeder Kunst und in jedem Fache des menschlichen Wissens lebten noch und wirkten traulich zusammen.

Aber die Zeit war auch damals überhaupt eine dem Auftreten musikalischer Genies günstige. In ganz Deutschland und vorzüglich in Wien legte man sich in jenen Tagen ganz besonders auf Musik und zwar größtentheils auf gute, weil man noch nicht so viel schlechte hatte. Erst die folgenden Jahrzehnten brachten der Welt hierin eine Sündfluth, als die unteren Stände sich mit dieser göttlichen Kunst immer mehr und mehr als Dilettanten zu befassen anfingen, dazu aber selten die nöthige höhere Geistesbildung und den rechten Begriff: was Musik und ihr erhabener Zweck sei, mitbrachten. Auch die Zahl der Componisten war damals noch nicht, wie jetzt, zur Legion angewachsen und beschränkte sich mehr auf die von der Natur wahrhaft Befähigten. Dagegen meinte man es mit der Kunst um so redlicher, was heutzutage nur selten der Fall ist; und es nur redlich meinen mit

einer Sache, der man seine Kräfte widmet, das ist schon geeignet, sie zu fördern. Die dichterischen und künstlerischen Größen des sich zu Ende neigenden achtzehnten Jahrhunderts: Herder, Wieland, Lessing und Göthe hatten dabei, nebst Gluck, Bach, Mozart, Haydn, Salieri und Andern auf die ästhetische und geistige Ausbildung, besonders der höheren Stände, einen so wohlthuenden Einfluß geübt, daß Kunst und Wissenschaft bei einem großen Theile des Adels mit zur höchsten Lebensaufgabe wurden. Die deutsche Oper, welche durch Gluck und Mozart eben den Culminationspunkt erreicht hatte, stand jetzt auf gleicher Stufe der Ausbildung und Achtung mit der italienischen, der selbst — wenigstens in jenen schönen Tagen — Wahrheit im Ausdrucke, Würde und Erhabenheit in Allem höher galt, als bloße Kehlenfertigkeit, hohler Pathos und Sinnenreiz.

Aber diese beiden Institute wirkten auch mächtig auf Alle, die Empfänglichkeit für das wahrhaft Schöne und Edle in ihrem Herzen trugen.

Dazu kam indeß noch etwas Anderes und dies war: eine edle Einfachheit, wie man sie jetzt nicht mehr kannt. Haydn's und Händel's Oratorien erfreute sich mit einer Besetzung von 150, höchstens 200 Mitwirkenden des außerordentlichsten Zulaufes und der richtigsten Würdigung; wo man in unserer überbildeten Zeit 600 bis 800, ja sogar über 1000

Mitwirkende sehen und hören will, um .... sich an dem Lärm, den diese Legion hervorbringt, zu ergötzen. Kurz man kannte damals noch das schöne Wort Genügsamkeit; nahm das Große, mit wenigen Mitteln gebotene, mit Dank an; suchte in der Musik Geist und Seele als höchste Befriedigung, und hatte keine Ahnung von dem, unser jetziges Musiktreiben beherrschenden, Materialismus.

Der Dilettantismus jener Zeit blieb dabei bescheiden an seinem Platze und wucherte nicht, wie heutzutage über alle Länder und Gauen; ehrte Kunst und Künstler wahrhaft, und maßte sich nie eine Stellung an, die nur dem durchgebildeten Künstler zusteht und zustehen kann. Mit einem Worte: man liebte und ehrte die Musik wirklich und ohne Ostentation, man ließ sie mit ihrem magischen Reize naturwüchsig auf sich einwirken, gleichviel, ob sie von vier oder von vierhundert Vortragenden kam, und wandte sie dabei als ein sicheres Mittel an, Geist und Gemüth zu bilden.

Das deutsche Volk verstand es damals noch ganz: einfache Größe und ächte rein menschliche Empfindungen aus seiner Musik herauszufühlen. Es verstand noch die Kunst, das Unaussprechliche und geistig Erhabene aus dem Zauberreich der Töne abzuleiten und für sich zu gewinnen.

In und mit jener Zeit nun, und unter ihren Edelsten und Besten, lebte jetzt Beethoven in dem freund-

lichen Wien, wo sein Genius tausendfache Aufmunterung fand, sich völlig frei und selbstständig zu erheben. Es war dies ein herrliches, vielleicht nie wiederkehrendes Zeitalter der Kunst, in specieller Beziehung auf Beethoven: eine wahre goldne Zeit!*)

Aber vereinigte sich denn nicht auch Alles, um diese Zeit für Beethoven im Sinn und im Geiste des Wortes zu einer unvergeßlichen Epoche zu machen? Bot ihm nicht alsbald das gesellschaftliche Leben ebensoviel Angenehmes und Erfreuliches als das musikalische?

Während er bei Vater Haydn und Albrechtsberger Unterricht in der Harmonie und im Contrapunkte, bei Salieri aber in der dramatischen Musik nahm**), machte er die Bekanntschaft des berühmten van Swieten, eines höchst liebenswürdigen alten Mannes, der Kunst und Künstler nach ihrem Werthe zu schätzen wußte.

Van Swieten war gleichsam der Cicerone des neuen Ankömmlings; aber er wußte den jungen Beethoven auch auf eine wunderbare Weise an sich selbst heranzuziehen und an sein Haus zu fesseln. Freilich verdankte dies „der alte Papa" — wie man ihn

---

*) Siehe: A. Schindler's Biographie von L. v. Beethoven. S. 24 u. S. 41 bis 44.

**) Schindler: S. 32. Wegeler und Ries: S. 86. Oulibicheff: S. 58. Marx: L. v. B. I. Thl. S. 24.

nannte und wie er sich auch gern nennen hörte — vorzüglich den musikalischen Genüssen die sein Haus dem jungen Musiker bot. Wurden doch hier vorzugsweise die Werke Händel's, Sebastian Bach's und der großen Meister Italiens, bis auf Palestrina hinauf, zur Aufführung gebracht und zwar auf eine so exquisite Weise, daß sich die van Swieten'schen musikalischen Abende noch lange im Andenken Aller erhielten, die das Glück hatten, daran Theil nehmen zu können*).

Wie angenehm und nützlich für Beethoven, der auf diese Weise mit jenen Classikern genau bekannt wurde und zugleich die ausgezeichnetsten Künstler Wien's hier kennen and schätzen lernte.

Und doch sollte ihm, in gesellschaftlicher Beziehung, noch ein ganz anderer Glücksstern aufgehen: Fast gleichzeitig mit van Swieten machte Beethoven die Bekanntschaft der fürstlichen Familie Lichnowsky**).

Die Glieder dieser merkwürdigen Familie gehörten insgesammt jenen seltenen Naturen an, die für alles Große und Erhabene einen offenen und empfänglichen Sinn haben, daher auch die Kunst und Wissenschaft eben so pflegen und in Ehren halten, wie das Ritterliche.

---

*) Schindler: S. 25.

**) Marx: L. v. B. I. Thl. S. 137.

Fürst Karl Lichnowsky, Graf zu Werdenberg, Dynast zu Granson, Mozart's Schüler und Freund, war ein ächter Edelmann und — wozu noch mehr gehört — ein Mäcen im weitesten Sinne des Wortes; ja er mochte selbst in jener Zeit, wo der österreichische Adel fast durchgehends wahrhaft adelig war, kaum seines Gleichen an Bildung, Kunstsinn und großartiger Freigiebigkeit finden. Von gleicher Gesinnung und Befähigung war aber auch seine Gemahlin, Fürstin Christiane, geborene Gräfin von Thun*). Sie war eine Frau: groß, schön, geistreich, und — wie es sich von selbst versteht — vom feinsten Ton. Aber dieser feine Ton war bei ihr nichts von außen Herangekommenes, sondern etwas Innerliches: eine natürliche, zarte und richtige Auffassungsweise des Lebens; gehoben, getragen und verklärt durch einen poetischen, für alles Schöne und Edle mit Exaltation schwärmenden Geist. So vereinte die Fürstin — eine höchst eigenthümliche und seltene Erscheinung — mit der Wesenheit einer hochgestellten, äußerst feinen Weltdame, jene einer begeisterten Kunstjüngerin, und — da sie dabei auch von unaussprechlicher Güte und Einfachheit war — diejenige einer trefflichen Gattin und Hausfrau. Allerdings umgab sie dabei ein leichter Heiligenschein von Schwärmerei, der ihr aus dem elter-

*) Schindler: S. 26. Wegeler und Ries: S. 28.

lichen Hause geblieben: woselbst ihr Vater, Graf Franz Joseph von Thun, — ein Freund und leidenschaftlicher Verehrer Lavater's, — durch die Kraft seiner rechten Hand Krankheiten an Arm und Reich heilte.

Beide Ehegatten, sehr glücklich mit einander lebend, bildeten nun eines der ersten Häuser Wien's, und zwar nicht nur, was Pracht und Gastfreundschaft betrafen, sondern auch in Rücksicht auf Pflege und Huldigung der Künste, namentlich der Musik, und in diesem Freihafen der Humanität und feinen Sitten fand Beethoven ein Asyl. Der Fürst lernte ihn durch Haydn kennen, zog ihn zu sich heran, ward sein Gönner und endlich ebenso sein väterlicher Freund, wie die Fürstin dem talentvollen Jünglinge eine zweite Mutter ward.

Konnte Ludwig van Beethoven mehr wünschen? .... „Hier laßt uns Hütten bauen!" hatte er gleich nach seiner Ankunft in Wien gerufen, und nun wohnte er im Palaste des Fürsten Lichnowsky, der ihn wie seinen Sohn betrachtete, ihm im eigenen Hause Wohnung, einen Platz an seiner eigenen Tafel und sechshundert Gulden Jahresgehalt gab, die Beethoven bis zu einer festen Anstellung beziehen sollte.

Und mit welcher bewundernden Hingebung hingen hier Alle an ihm. Die Liebe des Fürsten und der

Fürstin verfolgte ihn gleichsam, und minderte sich selbst trotz des störrischen Wesens nicht, das Beethoven hier so wenig wie einst im Breunning'schen Hause verleugnen konnte. Besonders war es die Fürstin, die ihn wirklich durch allzugroße Liebe und Nachsicht verzog, da sie alles Thun und Lassen an dem gar oft launigen und finsteren Jünglinge schön, künstlerisch, originell ... und ... liebenswürdig fand*).

Trat dann auch wohl einmal der Fürst mit einem ernsten Worte dazwischen, so war die Gattin stets bereit, den Adoptiv-Sohn zu entschuldigen. Ach! Beide ahnten nicht, wieviel gerade diese übertriebene Liebe zu des jungen Mannes späterem Unglück beitragen sollte. Konnten denn die Folgen einer so überaus nachsichtigen Behandlung bei einem Temperament, wie das Ludwig van Beethoven's war, ausbleiben? — mußten sie nicht selbst auf die sichere und ungestörte Ausbildung seines Talentes nachtheilig einwirken? Mußte die unbegrenzte Bewunderung so hochgestellter Personen — an die sich natürlich die unbedingte Bewunderung des ganzen fürstlichen Hauses und seiner Besuche anschloß — den jungen, kühn und gewaltig aufstrebenden Künstler nicht übermäßig stolz machen? — konnte es ausbleiben, daß sich der Eigenwille Dessen, der im fürstlich Lichnowsky'schen Hause

---

*) Schindler: S. 27.

selbst wie ein junger Fürst hauste, nicht noch steigerte? Woher sollte da später für Ludwig in Conflicten mit dem äußeren Leben die nöthige Haltung kommen?

Aber daran dachte ja für den Augenblick Niemand; Ludwig van Beethoven hatte es noch nie besser gehabt; — Ludwig van Beethoven rief jetzt in Wien mit dem vollsten Rechte: „Hier laßt uns Hütten bauen!"

Im Palaste Lichnowsky.

Zwei Jahre waren seit Beethoven's Ankunft in Wien vergangen, als sich eines Morgens zwei junge Männer nach dem Palais des Fürsten Lichnowsky begaben, den jetzt schon berühmten Mästro Beethoven aufzusuchen. Sie hatten beide frische, blühende, interessante Gesichter, deren Aehnlichkeit zu groß war, um nicht sofort schließen zu lassen: es seien Zwillingsbrüder.

Und so war es denn auch in der That: Gerhard und Karl Kügelgen, von Rom zurückkehrend, standen im Begriff, den Jugendfreund zu besuchen.

Der kunstliebende Churfürst von Cöln, der edle und freigiebige Maximilian Franz, hatte sich ja auch dieser beiden tüchtigen jungen Männer mit Liebe angenommen, und sie — nachdem sich Gerhard bei dem Historienmaler Zick in Coblenz, und Karl bei dem Landschaftsmaler Schütz in Frankfurt, genügend ausgebildet — zu ihrer künstlerischen Vollendung

nach Rom geschickt. Tüchtiges hatten sie dort noch gelernt und kehrten nun, als schon renomirte Maler nach der Heimath zurück. Da sie aber auf der Heimreise Wien berührten, konnten sie es sich nicht versagen, ihren alten Jugendfreund Beethoven zu besuchen, von dessen Compositionen die Welt ebenfalls schon sprach, und der, wie sie erfahren hatten, gleich einem Prinzen im Hause und in der Familie des Fürsten Lichnowsky leben sollte. Jetzt standen sie vor dem Palais des letzteren und Gerhard sagte:

„Du glaubst nicht, Bruder, wie neugierig ich bin, Ludwig wiederzusehen, namentlich in seinen jetzigen Verhältnissen. Er hatte immer so etwas gebieterisches, fürstliches an sich, da ist er denn jetzt wohl ganz an seinem Platze."

„Aber wird er uns auch noch kennen wollen?" — frug Karl.

„Wie kannst du daran zweifeln!" — entgegnete der Bruder. — „Ludwig war, trotz eines gewissen Stolzes und trotz seiner vielen Eigenheiten, doch immer ein lieber guter Mensch, der es offen und ehrlich mit seinen Freunden meinte."

„Aber wie uns unser Wirth berichtet hat, lebt er jetzt fast nur unter dem höheren Adel und wird von diesem auf den Händen getragen."

„Und doch unstreitig auch mit seinen Kunstgenossen?"

„Insofern er sie in den Salons der haute volée trifft.

Der Wirth meinte ja lachend: der Herr van Beethoven sei jetzt bei dem Adel in der Mode."

„Nun dafür ist mir nicht bange!" — versetzte Gerhard. — „Eine so tiefe und reiche Natur, wie die Ludwig's, mag auch in jenen Kreisen anziehend wirken; zum Spielzeug würdigt sie sich gewiß nicht herab. Aber wir werden dies ja bald sehen."

Die beiden Brüder traten mit diesen Worten unter den Thorbogen des Palais und auf den Schweizer zu, der, als Portier des Hauses, mit großen Schritten und gravitätischer Miene hier auf und ab ging.

„Können wir den Herrn van Beethoven sprechen?" — frug Gerhard.

Der Schweizer, der unter das Riesengeschlecht zu gehören schien, — denn er war einen guten Kopf größer, als Gerhard, der sich eben auch nicht unter die Kleinen rechnete, — strich sich mit ernster Miene den ungeheuren Bart, streckte den rechten Arm mit dem auf die Erde gestützten, mit einem gewaltigen silbernen Knopfe gezierten Stock weit aus, warf einen prüfenden Blick auf die ziemlich einfach gekleideten Künstler und ließ endlich ein gedehntes „Wohl!" hören.

„Und wohin haben wir uns zu wenden?" — frug Gerhard weiter.

Des Schweizers Haltung war noch immer dieselbe;

auch seine Blicke liefen noch immer forschend über die Gesichter und Gestalten der Reisenden.

„Wohl!" — ertönte es jetzt wieder aus den Urwaldungen seines Bartes hervor: — „Darf ich um die Namen der Herrn bitten?"

„Gebrüder Kügelgen, von Rom kommend!" — versetzte Gerhard ungeduldig.

„Wohl!" — wiederholte der Riese; aber das „von Rom kommend" mochte ihm doch imponirt haben. Ohne seine Stellung auch nur um einen Gedanken zu verändern, rief er daher einen sich in der Loge befindenden Diener, und befahl diesem: die Herren auf die Zimmer des Herrn van Beethoven zu führen.

„Wohl!" — sagte der Schweizer, als die beiden Zwillingsbrüder jetzt weitergehend grüßten. — „Sehen anständig aus; aber verdächtige Aehnlichkeit; könnten einem ehrlichen Portier schöne Nasen drehen."

Und er setzte kopfschüttelnd sein regelmäßiges Auf- und Abschreiten wieder fort.

Die beiden Kügelgen folgten unterdessen dem voranschreitenden Lakai über Treppen und Corridore. Es war dies ein munterer Bursche mit offenen Zügen und zuvorkommendem Wesen.

„Sie wollen also zu Herrn van Beethoven?" frug er jetzt, sich umwendend.

„Allerdings!" — versetzte Gerhard.

„So will ich Sie nach seinen Zimmern führen!"

fuhr der Diener freundlich fort — „ob der Herr aber da ist, kann ich nicht verbürgen.“

„Nun!“ — sagte der ältere Kügelgen — „wenn er ausgegangen sein sollte, so kommen wir wieder.“

Der Lakai lächelte hier sarcastisch, dann sagte er: „Da könnten die Herrn wohl viele Gänge umsonst machen.“

„Wie so?“ — frug Karl.

„Weil der Herr Beethoven nicht immer hier wohnt.“

„Nicht immer?“ — wiederholte Gerhard Kügelgen. — „Wie soll ich dies verstehen, lieber Freund! er wohnt doch, so viel ich gehört, ganz in dem Palais des Fürsten Lichnowsky?“

„Ja und nein!“ — versetzte der Diener lächelnd. — „Unser gnädigster Fürst haben freilich schon seit den zwei Jahren, welche Herr van Beethoven jetzt in Wien ist, demselben eine allerliebste Wohnung in seinem Palais eingeräumt, in der auch Herr van Beethoven seit jener Zeit gewohnt hat und noch wohnt ....“

„Nun?“

„Nur kommen zuweilen Zeiten“ — fuhr der Diener schalkhaft lächelnd fort — „in welchen der junge Herr hier im Hause nicht bleiben mag; dann lauft er davon und wohnt sich sonstwo ein.“

Gerhard und Karl sahen sich hier gegenseitig

erstaunt an. Ihre Blicke sagten sich: Er ist also noch der Alte!

Sie waren indessen an die Zimmer gekommen, die der Freund inne hatte. Der Diener pochte an; aber kein „Herein!" erschallte. Er drückte auf die Schlinke, — die Thüre, die nicht verschlossen war, öffnete sich und alle drei traten ein.

Es waren in der That zwei allerliebste aneinanderstoßende Zimmer, reich, geschmackvoll und mit einer Behaglichkeit ausstaffirt, die von der größten Aufmerksamkeit Zeugniß ablegte. Das Bett, welches sich in dem zweiten Gemache befand, konnte man sogar kostbar nennen, und seine schwellenden mit blendend weißer, äußerst feiner Leinwand überzogenen, an den Seiten mit Spitzen garnirten Kissen, sowie seine grünseidene zierlich gesteppte Decke mit dem Plümeau von gleichem Seidenstoff, luden wahrlich zur süßesten Ruhe ein.

In dem vorderen Zimmer dagegen stand ein schönes und elegantes Instrument, aus der neu errichteten Streicher'schen Klavierfabrik — damals noch eine wahre Kostbarkeit — und neben diesem, an einem hübschen Schreibtische, ein Sessel, dessen Stickereien eine kunstgeübte weibliche Hand, wohl die der Fürstin selbst, verriethen. Sopha und Stühle, Schränke und Tische, kurz alles was sich hier vorfand, war schön; ja die mütterliche Sorgfalt der Fürstin hatte auch nicht

das Geringste vergessen, was zu den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten einer gut eingerichteten Wohnung gehört.

Und doch, wie sah es jetzt hier aus! Die Räume waren öde und leer; Alles lag untereinander; Bücher und Notenhefte fanden sich zerstreut auf dem Instrumente, den Stühlen und an dem Boden. Kleidungsstücke hingen über der Lehne des kostbaren Sessels, als ob sie eben ausgezogen worden seien, oder sahen auch aus der halbgeöffneten Schublade einer Kommode neugierig hervor; über alle Gegenstände aber hatte sich eine leichte Staubdecke gelagert, die am schlagensten bewies, daß der originelle Bewohner dieser Zimmer sie schon seit einigen Tagen nicht betreten haben müsse.

„Meine Herrn!“ — sagte der Lakai jetzt mit seinem sarcastischen Lächeln — „Sie sehen, daß der Vogel wieder ausgeflogen ist, wie der Herr Fürst bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegen.“

„Und Sie wissen nicht, wann Herr van Beethoven wieder kommen wird?“

„Wiederkommen?“ — sagte der Diener. — „O, er ist trotz dem alle Tage im Hause. Heute Abend z. B. kommt er sicher, denn da ist musikalischer Abend; aber wann es ihm beliebt hier wieder einzuziehen? ... wer kann das wissen! Vielleicht in einer viertel Stunde, vielleicht auch erst in vier Wochen.“

„Und speist er nicht hier?“

„Wenn es ihm einfällt, ja! Wenn er aber seinen Sparren hat, zieht er eine schmutzige Kneipe der fürstlichen Tafel hier vor.“

Gerhard konnte nur den Kopf schütteln. Wie anders hatte er sich Beethoven gedacht. Die Zeit hatte also in dieser Beziehung nichts über ihn vermocht, und sein alter „Raptus“ stand in Wien noch in der gleichen Blüthe, wie einst in Bonn.

Als sie die hübschen und traulichen Zimmer verließen, frug Karl noch: ob man denn auch gar nicht wisse, wo Herr van Beethoven sonst zu treffen sei?

„Warum nicht!“ — sagte der Diener freundlich. — „Wenn sich die Herren in das Gasthaus zum „Jägerhorn“ begeben wollen, so werden Sie den Herrn van Beethoven gewiß treffen. Dort, in dem dritten Stocke, hat er, neben seiner hiesigen Wohnung ein kleines Zimmer für das ganze Jahr gemiethet, um — wenn er hier fortläuft — sein Unterkommen dort zu haben. Wenn Sie ihn aber auch da nicht finden sollten, so sitzt er unten, in der hintersten Stube, die, einem Keller gleich, am helllichten Tage erleuchtet werden muß, und liest die Zeitungen oder componirt. Aber er schließt sich dann ein und Sie müssen ihm Ihre Namen hineinrufen, wenn er aufmachen soll.“

Die beiden Brüder dankten dem Lakaien für diese

Auskunft, ließen sich den Weg nach dem „Jägerhorn“ beschreiben, und machten sich sodann auf den Weg.

Als sie wieder an dem riesigen Schweizer vorbeikamen, nahm dieser seine Stellung von vorhin wieder ein, strich sich den Bart und sagte leise vor sich hin: „Wohl! — Müssen nothwendigerweise Zwillinge sein! — Immer eine gefährliche Sache für einen ehrlichen Portier!“

Und über die fatale Thatsache: daß es Zwillingsbrüder geben könne, den Kopf bedächtig schüttelnd, nahm er den alten gravitätischen Schritt wieder an und maß, auf- und abgehend, die Einfahrt des Lichnowsky'schen Palais.

Die beiden Maler begaben sich indessen nach dem „Jägerhorn.“ Hier angekommen, wurden sie richtig in den dritten Stock gewiesen. Mit Lebensgefahr stolperten sie denn auch die drei Treppen hinauf und fanden die angedeutete Zimmerthüre. Sie stand weit offen und gewährte ihnen daher den Einblick in das Gemach selbst. Es war unter aller Beschreibung schlecht und ärmlich eingerichtet. In der Mitte stand ein Tisch aus rohem Holze, an der Seite ein Bett, an welches seit der letzten Nacht — vielleicht auch seit mehreren Nächten — noch keine menschliche Hand gerührt hatte, drei ordinäre Stühle und ein ditto Kleiderschrank waren das ganze weitere Ameublement, außer einem alten, halb von den Würmern zerfressenen Spinett, an wel-

chem eben ein breitschulteriger Mann spielend saß, den Rücken der Thüre zugekehrt.

Aber Himmel! was war das für ein Spiel! Niemend auf Gottes weitem Erdboden konnte der Spielende sein, als: Ludwig van Beethoven!

Und er war es in der That; denn, mit einer prächtigen Fermate schließend, wandte sich eben der Oberkörper der breitschulterigen Gestalt und die Freunde erkannten Ludwig's markige Züge.

„Hallo!" — rief Beethoven in demselben Augenblicke mit seiner Stentorstimme — „was seh' ich! Gerhard! ... Karl!" — und er sprang jauchzend auf und schloß beide Freunde auf einmal in seine nervigen Arme.

Das war ein jubeln und sich freuen! Mit herzlicher, aufrichtiger Liebe drückten sich die Freunde die Hände, und nun ging es an ein Fragen nach der letzten Vergangenheit und der Gegenwart, welches die wirkliche Theilnahme bewies, die man gegenseitig an einander nahm.

„Und Ihr kommt von Rom!" — rief jetzt Beethoven mit leuchtenden Augen — „von Rom, aus dem herrlichen Italien, dem Vaterlande so vieler Größen und so vieles Großen! Ihr glaubt nicht, wie ich Euch darum beneide, obgleich es hier, in dem alten Wien, auch schön ist. Aber Italien, Italien! ... es ist eben classischer Boden und ich meine immer

es müsse einem Alles dort mit dem Zauber jener großen Zeiten anwehen."

Lächelnd schüttelte Gerhard hier den Kopf, dann sagte er:

„Schön ist es dort und wir haben viel des Herrlichen angetroffen; aber wir sind auch oft enttäuscht worden, wenn es uns in jugendlicher Schwärmerei ging, wie Dir jetzt. Der Boden ist classisch, aber die Menschen und ihr Treiben sind oft recht prosaisch."

„Aber gesehen und gelernt habt ihr doch viel?"

„O ja!" — versetzte Karl. — „Wir haben wenigstens mit Begeisterung und unermüdlichem Fleiße die Antiken und namentlich auch Raphael und Michel Angelo studirt."

„Ihr Glücklichen!" — rief Beethoven, den zu seinen beiden Seiten Sitzenden die Hände auf die Kniee legend — „wie muß sich Eure Seele weiten, wenn Ihr in Gedanken stille steht, und die höchsten Gipfel des Gewonnenen überschaut!"

„Ja, das ist freilich ein erhebendes Gefühl!" — sagte Gerhard und das Entzücken großer Erinnerungen spiegelte sich in seinen Zügen. — „Wenn ich z. B. Venedigs gedenke, jenes großen Daseins, das, wie Göthe so herrlich sagt, dem Schooße des Meeres entsprossen, wie Pallas dem Haupte Jupiters; — oder wenn ich in meinem Geiste das Bild der Rotonda und des St. Peter in Rom wieder erwecke, bei deren

Anblick man erst begreifen lernt, daß die Kunst sowohl, wie die Natur alle Maßvergleichungen aufheben kann: Das ist Größe und Herrlichkeit, von welcher man bei uns freilich keinen Begriff hat!"

„Und nun Italiens Himmel dazu!" — fuhr Karl fort. — „Scheint es doch, als ob seine Klarheit und die befriedigende Ruhe, die sein tiefes Blau in die Seele gießt, sich in allen Werken der Kunst, ja in dem eigenen Herzen wiederspiegle; man wird bei einem längeren Aufenthalte in Italien selbst klar, ruhig und befriedigt."

„Ja, ja!" — rief Beethoven wie im Traume — „und alle Tage frische, große, herrliche Eindrücke! O ich muß auch noch nach Italien!"

„Nun, bist Du hier denn nicht glücklich?" — frug Karl erstaunt. — „Hier, wo die großen Meister der Töne leben: Haydn, Salieri ....."

„Doch ja, ich bin es!" — sagte Beethoven, sich rasch mit der Hand über die Stirne fahrend, — „und ich würde ein Undankbarer sein, wenn ich es nicht wäre. Ich habe edle, herrliche Menschen hier kennen gelernt, die mich auf den Händen tragen und tüchtige Meister, die ich achte, wenn ich auch wenig von ihnen lerne. Aber das liegt freilich an mir selbst. Ich bin einmal ein ebenso schlechter Schüler, als Lehrer. Der Teufel weiß, zu beiden fehlt mir die Geduld."

„Aber dein Name als Componist hat schon einen guten Klang.“

„Auch darüber kann ich nicht klagen; ich habe auf jede Sache sechs, sieben Verleger, und noch mehr, wenn ich es mir angelegen sein lassen will: man accordirt nicht, ich fordere und man zahlt.“*)

„Das ist schön!“ — sagte Gerhard — „denn es beweist, wie man Dein Streben anerkennt. Aber sage, Mensch, warum steckst Du denn hier in dem Eulennest, da Du doch wie ein Prinz wohnen könntest. Wir suchten Dich in dem Palais des Fürsten Lichnowsky auf ....“

Aber Gerhard konnte hier nicht weiter sprechen, so furchtbar fing Beethoven zu lachen an; er mußte, um nicht zu ersticken, aufspringen und in dem Zimmer auf und ablaufen.

„Und fandet den Vogel ausgeflogen!“ — rief er dann, noch immer lachend. — „Ja, ja! sie werden dort wieder Gesichter schneiden, namentlich der Hausmeister mit seinem rothhaarigen Kopf und seiner unleidlichen Protectorsmiene .... Aber es hilft alles nichts! Ich kann nun einmal nicht anders. Meine Freiheit verkaufe ich nicht um alles Geld der Welt, und um ihnen zu zeigen, daß ich mir sie noch erhalten

---

*) Beethoven's eigene Worte.

habe, laufe ich fort .... auf und davon .... wann und so oft ich will."

Und er lachte wieder, daß die Wände zitterten.

„Aber!" — bemerkte Gerhard bescheiden — „wirst Du dadurch den Fürsten und die Fürstin nicht kränken?"

„Pah!" — rief Beethoven, noch immer auf und ablaufend — „die kennen mich schon! Sie wissen, daß ich sie liebe und ehre, weil es gute Menschen sind. Der Fürstentitel und das Geld machen dabei aber nichts, und ich ließe mir auch von dem Kaiser meine Freiheit und Selbstständigkeit nicht nehmen."

„Das sollst du auch nicht, lieber Freund!" — sagte Gerhard — „aber ...."

„Aber ...." — wiederholte Beethoven ernst — „ich muß meine Stellung hier kennen, und auch mein Lebenselement. Rang und Reichthum waren mir von jeher und sind mir noch ganz gleichgültige Dinge, — Zufälligkeiten, für die ich keine besondere Achtung haben kann. Ich ehre und erkenne in dem Menschen nur den Menschen. Vor dem Mammon aber und dessen Hüter mich beugen, wäre in meinen Augen vollends Blasphemie!" *)

„Wie er nun gleich wieder das Kind mit dem Bade ausschüttet!" — rief hier Gerhard mit heiterer Miene. —

---

*) Beethoven's eigene Worte.

„Sagtest Du denn nicht selbst, daß Du den Fürst und die Fürstin als gute, liebe und humane Menschen ehrtest?"

„Freilich, freilich!" — entgegnete Beethoven — „und das sind sie auch in dem reichsten Maße, und nie kann ich Ihnen genug danken für all das Gute und Liebe, das Sie an mir gethan. Aber deßhalb bleibt mein Grundsatz doch der richtige: daß nur der Geist und das Talent — das wahrhaft Göttliche im Menschen — nach seiner Potenz über alles Materielle und Zufällige emporragt. Hier liegt der wahre Adel und nirgends anders!*) .... Indessen" — fügte Ludwig ruhiger hinzu und setzte sich wieder zu den Freunden — „habe ich für mein zeitweises Wohnen außer dem Lichnowsky'schen Hause auch noch zwei andere Gründe. Einmal ist es mir peinlich immer von anderer Leute Güte zu leben, und wenn mir dieser Gedanke kommt, so drückt er mich dermaßen, daß ich davon laufen und eine Zeitlang von meinen eigenen Mittel leben muß; dann aber .... Ihr werdet lachen .... dann ist es auch die allzugroße Güte des Fürsten und der Fürstin, die mich oft zur Verzweiflung bringt. Ich sage Euch, man verzieht mich dort mit einer wahrhaft großmütterlichen Liebe, die oft so weit geht, daß wenig fehlt, und die Fürstin ließe eine

*) Schindler: Biographie Beethoven's. S. 30.

Glasglocke über mich machen, damit kein Unwürdiger mich berühre oder anhauche.*) — Versteht Ihr jetzt mein Durchbrennen?"

„Vollkommen!" — rief Gerhard lachend. — „Was würde wohl Frau von Breuning dazu sagen?"

„Die Gute!" — versetzte Beethoven — „sie würde sagen: er hat wieder seinen Raptus."

„Du schreibst wohl oft nach Bonn?" — frug hier Karl.

„Ich .... schreiben?" — wiederholte Beethoven. — „Nein, das kann man von mir nicht verlangen. Briefe schreiben ist mir entsetzlich; ja wenn man sie in Noten abfassen könnte .... Aber, Kinder, laßt uns jetzt zum Mittagessen gehen. Wir bleiben doch beieinander?"

„Und speist Du nicht bei'm Fürsten?"

„Selten! Das Ding ist mir zu lästig. Die Zeit des Dinirens ist dort auf vier Uhr angesetzt. Da soll ich nun täglich um halb vier Uhr zu Hause sein; soll mich besser anziehen, für den Bart sorgen u. s. w. Das halt ich nicht aus!**) Da lauf ich denn lieber in ein Gasthaus, und wenn es noch so schlecht ist, und speise für mein Geld!"

---

*) Beethoven's eigene Worte.

**) Beethoven's eigene Worte.

Karl und Gerhard sahen ein, daß hier nichts zu machen sei, als sich schweigend zu fügen. Sie gingen also mit Ludwig herab zur Tafel, wo sie eine sehr gemischte Gesellschaft trafen: Commis, Recensenten, einige niedere Beamten, aber auch den sanften, liebenswürdigen Schenk, den Componisten des „Dorfbarbier", den Beethoven als einen gründlichen Kenner der musikalischen Wissenschaften sehr hoch schätzte. Die Unterhaltung zwischen diesen vier wahrhaft gebildeten Männern belebte sich daher bald, man kam wieder auf Italien und seine Kunstschätze zu sprechen und durch diese auf die Grundverhältnisse des Schönen im Allgemeinen. Alle stimmten darin überein, daß das Schönheitsgefühl eine Vielheit von Eindrücken verlange und daß diese vielen Einzelheiten durch einfache, nach ewigen Gesetzen geregelten Verhältnissen verknüpft sein müßten, damit der Geist im Stande sei, sie als Ganzes zu fassen.

Schenk berief sich auf die Schwingungen, die von tönenden Instrumenten ausgehen und darauf, daß Höhe und Tiefe der Töne genau von der Schnelligkeit dieser Schwingungen und von der Länge der Wellen abhängen, welche sie erzeugen. Gerhard Kügelgen legte die Gesetze der Schwingungen des Lichtes auseinander und deutete auf das Wesentliche hin, das hier zwischen Auge und Ohr obwalte.

„Und was sehen wir aus allem diesem?" — sagte

jetzt Beethoven — „was anders, als daß das Grundwesen, alles dessen, was wir schön nennen — auch des Geistigschönen — ein Gleiches ist. Dem Ohre müssen Töne, dem Auge Gestalten, die Gedanken auf analoge Weise zu führen; und zwar müssen dies ganze und abgeschlossene Gedanken sein, wenn sie unsere Seele befriedigen sollen."

„Sicher!" — versetzte der ältere der Kügelgen — „darum verlangt auch das Auge nach Symmetrie und das Ohr nach Harmonie. Der Gegensatz muß dabei überall das Halbe und Unvollendete ergänzen."

„O es ist merkwürdig!" — rief hier Beethoven — „wie die Natur mit ihren ewigen Grundgesetzen selbst hervortritt."

„Wie so?" — frug Karl.

„Nun!" — fuhr Beethoven fort — „Es zeigt sich ja überall. Bekundet nicht selbst der Ton seine Reinheit sichtbar durch Gestalten?"

„Ich verstehe Dich nicht! Der Ton kann sich doch nicht sichtbar gestalten?"

„Denke nur an die Klangfiguren!" — bemerkte Gerhard.

„Wenn man eine mit feinem Sand bestäubte Glasplatte mit einem Violinbogen streicht," — sagte Ludwig — „so zeigen sich in dem durch die schwingenden Glastheile bewegten Sande bald symmetrische, bald unsymmetrische Figuren, je nachdem der klingende Ton

rein oder unrein war. Ist das nicht ein schlagender Beleg, das für Aug und Ohr' ein gleiches Harmoniegesetz besteht?"

„Sicher!" — meinten die Anderen.

„Nun," — sagte Beethoven — „wißt Ihr auch, was ich ebendeßhalb für die Lebensaufgabe jedes echten Künstlers halte?"

„Ohne Zweifel das unermüdliche Forschen nach diesem Grundgesetz der Harmonie in der Natur!" — meinte Schenk.

„Getroffen!" — rief Beethoven mit leuchtenden Augen — „das that auch schon Platon in rein geistiger Beziehung. Für uns Künstler hat es aber auch noch einen anderen außerordentlichen Werth. Dies ewige Beobachten und Forschen stärkt die Urtheilskraft des Auges und des Ohres, und dieser Urtheilskraft muß der vollendete Künstler immer gleich mächtig sein, damit er die einfachen, den Formen und Tönen zu Grunde liegenden Verhältnisse gleich leicht durchschaue. Wer das vermag, der steht auf der Höhe echten Künstlerthums."

In diesem Augenblicke stürmte ein junger bärtiger Mann in das Zimmer und auf Beethoven zu.

„Herr van Beethoven!" — rief er aufgeregt — „Sie wissen, daß ich Ihr Freund, Ihr glühender Verehrer bin. Sie werden mir also erlauben, daß ich mich ärgern, wüthend ärgern darf!"

„Bitte, bitte!" — sagte hier Beethoven lachend —

„geniren Sie sich gar nicht; ich halte weder meine Freunde noch meine Feinde von einer solchen, für die Verdauung sehr zuträglichen Arbeit ab."

„Lachen Sie nicht!" — rief jetzt der Andere wieder und suchte eifrig in seinen Taschen nach etwas, was er augenscheinlich aus lauter Eifer nicht finden konnte. — „Lachen Sie ja nicht, — Sie werden sich zu Tode ärgern."

„Will nicht hoffen!" — meinte Beethoven.

„Eine miserabele, eine elende, eine nichtswürdige Kritik über Ihre letzte Sonate!" — rief der junge Mann ganz außer sich. — „Sie müssen den erbärmlichen Tropf von Kritiker in einer geharnischten Entgegnung vernichten!"

Alles sah bei diesen Worten mit Besorgniß auf Beethoven; von dem man recht gut wußte, wie leidenschaftlich er werden konnte. Beethoven aber blieb so ruhig wie bisher, ja er sagte mit überraschender Gelassenheit:

„Es wird wohl nicht so schlimm sein. Haben Sie vielleicht das betreffende Blatt?"

„Freilich! freilich!" — rief der Andere. — „Ich habe es Ihnen mitgebracht, damit Sie antworten können .... Hier ist es!"

Und zitternd vor Aufregung und Zorn reichte der junge Mann Beethoven ein Zeitungsblatt hin.

Beethoven nahm es und las es mit der größten

Ruhe und Gelassenheit. Anfangs verfinsterten sich allerdings seine Züge; bald aber flog ein Lächeln über sein Gesicht, das ihm einen wunderbarschönen, durchgeistigten Ausdruck gab. Es lag dabei eine königliche Hoheit und ein an Verachtung streifendes Mitleid in dem Ausdruck desselben, als er sagte:

„Ist ja nicht der Mühe werth!"

„Was?" — rief der junge Mann, der das Blatt gebracht hatte. — „Dieser Elende ...."

„Weißt mir einen Platz im Tollhause an!" — sagte Beethoven lächelnd. — „Nun warum denn nicht? Ich könnte dort vielleicht recht segensvoll wirken und die armen Geisteskranken durch die Macht der Musik dem geistigen Leben zurückgeben. Amüsirt es die guten Leute, Aehnliches von mir sagen oder zu schreiben, dann lasse man sie immerhin geben*)."

„Und Sie wollten schweigen?" — rief der enthusiastische Freund des Mästro — „hier schweigen, wo man sie, den ersten Componisten unserer Zeit, eben so schmählich als ungerecht heruntermacht?!"

„Ebendeßhalb!" — sagte Beethoven milde und beruhigend. — „Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre Theilnahme; aber mein Grundsatz ist: gegen Kritiken oder Angriffe, so lange sie nicht gegen meine

---

*) Beethoven's eigene Worte.

Ehre, sondern nur gegen mein Künstlerwesen gerichtet sind, ganz zu schweigen." *)

Und sich freundlich gegen seinen begeisterten Anhänger verneigend, nahm Beethoven das Gespräch mit den Freunden in ungetrübter Heiterkeit wieder auf. Gerhard und Karl, ja die ganze Tischgesellschaft, staunten und beugten sich im Stillen vor dieser liebenswürdigen Ruhe und Größe. Diese Seelenheiterkeit hatte freilich heute noch ihren ganz besonderen Grund:

Ludwig van Beethoven hatte seit einigen Tagen — was er selbst fühlte — seine ersten großen Meisterwerke vollendet, die denn auch den Abend noch bei dem Fürsten Lichnowsky zur Aufführung kommen sollten. Es waren dies jene Trios für Piano, Violine und Violoncell, welche bei ihrem Bekanntwerden so gewaltiges Aufsehen machten und seinen nachherigen die Welt erfüllenden Ruf eigentlich zu erst begründeten.**) Das Bewußtsein aber, daß dies so kommen müsse, lag eben jetzt wie ein sonniger Frühlingstag über seiner Seele und hob ihn, wie auf leichten Schwingen, über den Quark der Erde, über Neid, Scheelsucht und alle die erbärmlichen Plackereien des Lebens.

---

*) Schindler: S. 29 u. 30. Marx, L. v. B. I. Thl. S. 242.

**) Oulibicheff; Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. pag. 59. 111.

Dazu die Aussicht für den Abend und der Besuch der Freunde; . . . mußte sich Ludwig da nicht glücklich, nicht stolz wie ein König fühlen?

„Und daß Ihr es nur wißt!" — sagte er jetzt zu den beiden Malern. — „Ihr müßt heute Abend mit zu Lichnowsky. Der Fürst und die Fürstin werden sich freuen, Euch kennen zu lernen; zumal Tischbein, von Rom aus, schon über Euch geschrieben hat."

Die Freunde wollten sich weigern, da sie nicht eingeführt seien; aber es half nichts.

„Wenn ich, der ich so halb und halb der Adoptivsohn im Hause bin, Euch einführe," — rief Ludwig lachend — „bedürft Ihr wahrlich keines papierenen Wisches mehr. Ihr werdet mir's übrigens danken, denn liebenswürdigere Leute als die Lichnowsky's lernt Ihr nie mehr kennen; und ich denke, die Musik, die wir aufführen, soll Euch auch zusagen."

Die Sache war abgemacht. Man brachte noch einen köstlichen Nachmittag hin und Gerhard und Karl folgten den Abend zur bestimmten Stunde dem Freunde in das Lichnowsky'sche Palais.

Ludwig hatte nicht zu viel versprochen: die beiden Maler wurden, in ihrer doppelten Eigenschaft, als tüchtige Künstler und als Freunde Beethoven's, mit ungemeiner Liebenswürdigkeit aufgenommen und zwar mit einer Liebenswürdigkeit, die naturwüchsig war und aus dem Herzen kam; nicht aber — wie so oft

in großen Häusern — als überzuckerte Herablassung den Mann von Verdienst und Geist doppelt anekelt.

Die Gesellschaft war dabei eine auserlesene: fast der ganze hohe Adel Wien's und außer diesem die musikalischen Größen Haydn und Salieri. Auch die trefflichen Musiker Schuppanzigh, Sina, Weiß und Linke waren zugegen, jene vier Celebritäten, die durch ihre Quartette die musikalischen Circle des Fürsten Lichnowsky so sehr verherrlichten.*) Man kann sich denken, wie die neuen Trio's von Beethoven hier ausgeführt wurden, welchen unbeschreiblichen Eindruck sie machten und welche Lorbeeren der junge Componist erntete.

Fürst Lichnowsky schloß ihn vor allen Anwesenden in seine Arme; die Fürstin hatte ganz vergessen, daß der eigensinnig Vogel aus dem traulichen Neste, das sie ihm doch so liebevoll bereitet, wieder ausgeflogen sei; Haydn und Salieri sprachen ihm ihre vollste Anerkennung aus, und die übrige hohe Gesellschaft erschöpfte sich in den größten Lobeserhebungen und Schmeicheleien.

Beethoven war bei dem Adel in der Mode, dies hatte schon der Wirth den beiden Malern gesagt,

---

*) Schindler: S. 39. Marx, L. v. B. I. Thl. S. 38.

und sie fanden es hier in der That bestätigt. Bald hier, bald dorthin hörend, gewahrten sie, wie man Alles an ihm schön, liebenswürdig und genial fand und selbst dasjenige belachte, was man an einem Anderen als eine grobe Unart streng gerügt hätte. Und wie stand Beethoven unter diesen in Gold und Diamanten funkelnden Menschen? — — wie unter Seinesgleichen! Nur, daß das stolze Bewußtsein: heute Herrliches geleistet zu haben, und der Gedanke, noch viel Größeres in der Tiefe seines Geistes zu tragen, eine unsichtbare aber doch hellstrahlende Krone auf seine breite und hohe Stirne drückte.

Wie sich alle die schönen, vornehmen Damen jetzt um ihn drängen und drücken. Sie suchen schmeichelnd etwas von ihm zu erfleben. Da verfinstert sich seine Stirne plötzlich.

„O doch, doch! bester Herr van Beethoven" — flüstert jetzt die schöne, stattliche Gräfin Browne. — „Sie haben gewiß die Güte und tragen uns noch eine Phantasie auf dem Piano vor. Sie spielen so entzückend, daß man glaubt, die lieben Engelein im Himmel zu hören!"

„Entschuldigen Sie, gnädigste Gräfin," — versetzte Beethoven trocken — „wenn ich Ihrem Wunsche und dem Wunsche der übrigen Damen heute nicht entspreche."

„Aber warum denn nicht, lieber Ludwig?" —

fiel hier die Fürstin Lichnowsky heiter ein, und legte mit mütterlicher Güte ihre Hand auf den Arm ihres Lieblings. — „Sieh Dich nur in dem Kreise um, der Dich umgibt, wie kann ein Mensch dem Flehen all dieser reizenden Augen widerstehen."

Aber Ludwig's Stirne wurde immer finsterer.

„Sie wissen meine Beste" — sagte er.

„Ich weiß" — versetzte die Fürstin — „daß Du uns eben durch Deine unübertrefflich schönen Trio's alle miteinander bezaubert hast. Aber, Du lieber Zauberer, wir wollen nicht nur in die Feengärten Deines Reiches hineingeschaut haben; Du sollst uns jetzt auch ein Wenig durch dessen Labyrinthe führen und seine Herrlichkeiten weiter kosten lassen."

„Das heißt" — sagte Beethoven wie vorhin — „ich soll noch ein wenig Musik machen, wie man Thee servirt."

Alles lachte über diese Antwort; die Fürstin aber, die diese derbe Originalität ebenfalls entzückend fand, schlug strahlenden Auges, dem Liebling mit dem kostbaren Fächer leise auf den Mund.

„Bösewicht!" — sagte sie dabei. — „Bist uns ohnedem wieder durchgegangen. Aber heute Abend halten wir Dich, und wenn dies meine mütterliche Liebe nicht kann, so mag es die Liebenswürdigkeit der reizenden Fürstin Esterhazy thun."

Und mit diesen Worten trat die Dame des Hauses

einen Schritt zurück, um der Fürstin Esterhazy Platz zu machen.

Es war dies eine wahre Götterschönheit, — eine Gestalt, wie die der Juno: hoch, stolz, kräftig, von vollen üppigen, unübertrefflich herrlichen Formen; — eine Gestalt, die, wie Gerhard schon dem Bruder zugeflüstert hatte, alle Antiken übertraf. Ein ebenso fein gewählte als prachtvolle Toilette hob diese Vorzüge noch hervor, während ihr Engelsgesicht von Jugend und kindlichem Uebermuthe strahlte. Sie war unbedingt um jene Zeit die erste Schönheit Wien's und bei allen Festen und Zusammenkünften des hohen Adels die angebetete Königin Aller. Es versteht sich von selbst, daß sich dies die reizende Fürstin auch bewußt war. Sie wandte sich daher auch jetzt, mit Siegesbewußtsein an den Mästro und sagte mit bezauberndem Lächeln:

„Wer so wundervoll in Tönen dichtet, wie Herr van Beethoven, ist eine geweihte Größe im Reiche der Poesie. Die Poeten aber waren von jeher chevalresque und die wärmsten Verehrer der Damen: werden Sie uns unsere Bitte abschlagen?"

„O, nicht doch, lieber Herr van Beethoven!" — ertönte es zugleich aus dem Munde einer Menge von Damen, die Ludwig wie ein prachtvoller Blumenstrauß umgaben.

„Sie sind unser Orpheus!" — rief die Fürstin Esterhazy. — „Wenn Sie spielen, stehen wir wie die Symplegaden bezaubert still und lassen selbst die Argonauten vorüberziehen."

„Ja sie sind unser Orpheus!" — riefen eine Menge Stimmen.

„Aber ich bin nicht Ihre Dreborgel!" — versetzte Beethoven finster — „die spielen und quicken muß, wenn man sie nach Laune handhabt. Jetzt ist meine Seele voll großer, heiliger Begeisterung und in dieser kann ich den Musikmacher nicht abgeben."

Und mit einer entschlossenen Bewegung brach er sich Bahn und verließ zornig den Saal.

Diesmal lachte man nicht, sondern versuchte nur zu lächeln, während die Fürstin Lichnowsky in ihrer unerschöpflichen Güte und Nachsicht, das Benehmen ihres Lieblings zu entschuldigen suchte.

„Er ist eben ein Genie!" — sagte sie mit etwas erzwungener Freundlichkeit, denn sie fühlte sich doch auch verletzt — „und einem solchen Kraft=Genie muß man seine Originalität nachsehen. Ludwig ist wie ein Komet, der seine eigene Bahn dahinfährt und nichts nach den Regeln frägt, welchen sich die übrigen Sterne und Sonnen fügen, wo er sich aber in seiner Herrlichkeit zeigt, da steht Alles vor Entzücken und Bewunderung still. Die Trio's waren doch göttlich!"

„O ja, das waren sie!" — entgegnete die schöne Fürstin Esterhazy kalt und wandte sich dem Erzherzog Rudolph zu, der eben den Damen entgegentrat.

Der alte Papa und der Tempel der Musen.

Beethoven war unterdessen fortgestürmt, die ganze Gesellschaft sammt den Freunden — an die er gar nicht mehr dachte — im Stiche lassend; fortgestürmt in finsterem Ingrimm, darüber, daß man ihm seine schöne, reine, heilige Freude über die wundervolle Aufführung und das Gelingen seiner neuesten Tonschöpfungen durch alberne Zudringlichkeit verdorben hatte. Kannten die Damen doch schon seinen Widerwillen gegen ein solches Spielen in Gesellschaft. Warum mußten sie ihn wieder auf's Aeußerste bringen? Warum ihm den Abend so elend verderben?

Er rannte durch einige Straßen, aber sein Unmuth und sein Ingrimm wollten nicht schwinden, bis ihm der alte Papa einfiel.

„Ja!" — rief er heftig — „zum alten Papa will ich, dort werd' ich noch verstanden und dort allein find' ich meine Seelenruhe und innere Heiterkeit wieder!"

Der „alte Papa" war aber Niemand anderes, als der alte van Swieten; jener prächtige, liebe Mensch, von dem die musikalische Welt Wien's noch jetzt mit Verehrung spricht. Ueberhaupt hatte der Name van Swieten damals einen guten Klang, und zwar nicht in Wien allein, sondern in ganz Europa.

Schon der Vater des „alten Papa", Gerhard van Swieten, am 7. Mai 1700 zu Leyden geboren, war einer der ausgezeichnetesten Aerzte seiner Zeit. Der beste Schüler des weltberühmten Börhave's, ward er 1725 promovirt und fing bald darauf in Leyden seine praktische Laufbahn mit ungewöhnlichem Glücke an, so daß er nach kurzer Zeit, wahrscheinlich auf seines Lehrers und Freundes Börhave's Verwendung, zum Professor ernannt ward. Wie das Glück aber stets seine Neider hat, so fanden sich diese auch bei van Swieten; er ward von vielen Seiten angefeindet, seine katholische Religion dabei zum Vorwande gebraucht, und sah sich so gezwungen, seine Professur wieder niederzulegen.

Van Swieten's Ruf war indessen schon so begründet, daß ihn die Kaiserin Maria Theresia, sobald sie sein Schicksal erfuhr, sofort nach Wien kommen ließ und ihn hier zu ihrem Leibarzte ernannte. Mit ganzer Liebe gab er sich nun seiner Kunst hin, schuf die erste klinische Anstalt in Wien und trug dabei viel zur Verbesserung der dortigen Universität bei, an der er selbst die Aphorismen seines Lehrers erklärte.

Als Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek war er es ferner, der dieses segensvolle Institut dem Publikum öffnete und benutzbar machte. Aber die Kaiserin ließ auch seine Verdienste nicht unbelohnt: er wurde Rath, Präsident seiner Fakultät, Director sämmtlicher Medicinalanstalten des Kaiserreiches und zugleich Censor. Letzteres Amt übte er allerdings mit zu viel Strenge aus. Als er im Jahr 1772 starb, ließ die Kaiserin sein Andenken durch die Aufstellung seiner Bildsäule ehren; dem Leben aber blieb sein Sohn, Gottfried van Swieten, der als genauer Freund Haydn's, Mozart's und Beethoven's berühmt wurde, namentlich da er Haydn den englischen Text zu seiner „Schöpfung" umarbeitete, und jenen zu den „Jahreszeiten" schrieb. Größer noch war sein Verdienst um die Musik in Wien, da er es namentlich war, der die Werke Händel's und Bach's hier zur Aufführung brachte, und eine musikalische Gesellschaft von Mitgliedern des vornehmsten Adels zu diesem Behufe stiftete. Auch ist es bekannt, daß Mozart — von van Swieten angeregt — vier Händel'sche Oratorien (und unter diesen den „Messias") nach den Bedürfnissen seiner Zeit mit reicherer Instrumentation versehen hat.*)

*) Dieser Mäcen der Tonkunst starb in seinem 70. Jahre 1803 in Wien.

Jetzt war van Swieten einundsechszig Jahre alt. Jedermann in Wien kannte ihn: den freundlichen Mann im einfachen grauen Rocke, mit dem noch fast blühend aussehenden, offenen Gesichte und den schneeweißen Haaren. Jedes Kind wußte aber auch, daß er, — weil er Jedermann eine wahrhaft väterliche Liebe entgegenbrachte — den Beinamen „der alte Papa" führe und nannte ihn bei demselben, was van Swieten, der die Gemüthlichkeit selber war, jedesmal mit freundlichem Lächeln aufnahm.

Hier nun, im Hause van Swieten's, befand sich Beethoven während seines ganzen Aufenthaltes in Wien am liebsten. Hatte er doch dies Haus — der classischen Musik wegen, die einzig und allein dort zur Aufführung kam — den „Tempel der Musen" getauft; zumal ja der alte Papa auch Dichter war und es liebte, selbst Künstler anderer Fächer zu seinen Abendunterhaltungen zuzuziehen. Ein reiches, prächtiges Geistesleben entfaltet sich alsdann hier, in dem sich Ludwig van Beethoven wie in seinem Elemente bewegte; neue Gedanken aufnehmend und ausströmend, und immer Nahrung findend für seinen wissensdurstigen Geist.

Aber auch dies Verhältniß trug den Stempel der Originalität; denn Swieten war so gut ein Original, wie Beethoven; gab es doch in ganz Wien keinen

größeren musikalischen Währwolf und Nimmersatt, als den alten Papa.

Wenn den ganzen Abend bis tief in die Nacht musicirt worden war, und alle Freunde sich entfernt hatten, mußte Beethoven gewiß noch dableiben, und auf alles bis dahin Gehörte noch ein halb Dutzend Fugen von Bach zum „Abendsegen", — wie der alte Herr dann gemüthlich lächelnd sagte, — vortragen. Natürlich ward es dann oft so spät, daß für Ludwig an ein Nachhausegehen nicht mehr gedacht werden konnte und für solchen Fall stand dann auch immer ein Zimmer und ein Bett bereit.

Daß es so kommen würde, sah Swieten meist schon voraus und deutete es in seinen schriftlichen Einladungen an Beethoven an. Von einigen, von jenem merkwürdigen Manne an Ludwig gerichteten und von diesem bis in sein Alter sorgsam aufbewahrten Billets sagt eines: „Wenn Sie künftigen Mittwoch nicht verhindert sind, so wünsche ich Sie um halb neun Uhr Abends, mit der Schlafhaube im Sack, bei mir zu sehen*)".

O es waren dies herrliche Abende und Nächte für unseren Helden und an sie dachte er jetzt, als er durch die finsteren Straßen Wien's stürmte.

---

*) Siehe: Anton Schindler: Biographie von Ludwig van Beethoven. S. 26.

Da lag sie, die colossale Stadt, wie ein Riese, der sich in einen schwarzen Mantel gehüllt hat. Das tosende, eilende Gedränge war längst verstummt; — die Ruhe des Grabes dem Toben und Schreien, dem unsinnigen Gerassel der zahllos dahineilenden Wagen gefolgt.

Ludwig that die Stille wohl. Sein Ingrimm und seine Aufregung legten sich allmälig; ja als er jetzt bei van Swieten, wie er erwartet hatte, noch Licht erblickte, waren beide völlig verschwunden.

Da es schon sehr spät in der Nacht war, fand Beethoven natürlich die Hausthüre geschlossen, aber das genirte nicht; denn für solche Fälle hatten die beiden originellen Menschen schon ihre Absprache und ihre Vorkehrungen getroffen. Beethoven zog ein Pfeifchen aus der Tasche und gab ein Zeichen; gleich darauf öffnete sich im zweiten Stock ein Fenster, eine kleine Gestalt in Schlafrock und Nachtmütze erschien und ließ, ohne ein Wort zu sagen, den Hausschlüssel an einer langen Schnur herab. Beethoven gab jetzt durch einen eigenthümlichen Ruck an der Schnur zu erkennen, daß er es wirklich sei, worauf der „alte Papa" oben losließ und Beethoven — nun im Besitz des Schlüssels sammt der Schnur — die letztere aufwickelte und vermittelst des ersteren in das Haus trat.

Auch heute erfolgten diese Manipulationen und

Ludwig stand nach wenigen Minuten in van Swieten's Zimmer.

Aber welch' eigenthümliches und liebliches Bild überraschte ihn hier. Der alte Papa, eingehüllt in seinen Schlafrock von großblumigem Zitz, die Nachtmütze auf dem schneeweißen Haupte, das freundliche frische Gesicht mit dem Ausdrucke der unendlichsten Güte, von dem Kerzenlichte wie von einer Glorie überstrahlt, die lange Pfeife im Munde, saß neben einem schlafenden Kinde, das er sorgfältig zwischen mehreren Kissen auf dem Sopha gebettet hatte. Das Kind, ein Mädchen von etwa sechs Jahren, schlief sanft und fest, wie Kinder in diesem Alter zu schlafen pflegen. Eines seiner fleischigen Aermchen hatte es unter den Kopf geschoben, den kleine blonde Löckchen umringelten, das andere lag frei über dem Kissen, mit dem es der alte Papa vorsichtig zugedeckt hatte. Und wie glühten nun die runden vollen Wangen so behaglich angeschlafen, welch' unschuldiges Lächeln zauberte eben ein heiterer Traum auf diese kindlichen Züge.

Beethoven, der van Swieten ohne Kinder wußte, und sich auch durchaus nichts aus solchen machte, war im höchsten Grade von diesem Anblicke überrascht; dennoch blieb er, von dem schönen Bilde gefesselt, einen Moment lang schweigend und staunend unter der Thüre stehen. Wie allerliebst gruppirten sich hier

Greisenalter und zarteste Jugend, Vergangenheit und Zukunft!

„Sie staunen, lieber Beethoven?" — sagte jetzt van Swieten lächelnd. — „Glaub's schon; denn wenn ich auch in unserem guten Wien der Allerwelts-Papa bin, so weiß doch mein Haus sonst nichts von so kleinem Gewürm. Der Tempel der Musen, wie Sie es getauft haben, nimmt sonst nur geistige Kinder poetischer oder musikalischer Größen auf."

„Allerdings bin ich einigermaßen überrascht!" — versetzte Beethoven, jetzt nähertretend und dem alten Herrn die Hand zum Gruße bietend.

„Wie um's Himmels Willen kommen Sie denn zu der Kleinen. Sie werden doch nicht etwa!" . . .

„Das Kind im Hause behalten wollen?" — ergänzte van Swieten lächelnd. — „Nein! da würde am Ende der Tempel der Musen entvölkert werden und mein lieber Freund Beethoven keinen Schritt mehr über meine Schwelle thun. Ich weiß schon: Kindergeschrei ist ihm so ziemlich das Entsetzlichste des Entsetzlichen."

„Ja, Papa," — rief Ludwig — „da haben Sie recht!" — und schon der Gedanke an diese Art Musik durchrieselte ihn mit einer Art Unbehaglichkeit.

„Nun!" — fuhr Swieten fort — „so nehmen Sie den Trost, junger Freund, daß das blonde Engels-

köpfchen schon morgen unter anderem Dach und Fach sein wird."

„Aber wie kommen Sie zu dem Kinde?"

„Sehr einfach!" — sagte Swieten. — „Als ich heute meinen täglichen Spaziergang machte, kam ich an einem kleinen Hause vorbei, aus welchem man eben eine Leiche brachte. Das Jammern einer Frau und vieler Kinder, das aus einem Gelasse des unteren Geschosses ertönte, war so herzzerreißend, daß es mich tief erschütterte. Willst doch seh'n, ob da nicht ein Bischen zu trösten und zu helfen ist! dachte ich bei mir und ging hinein. Ach du lieber Gott, da sah es schlimm aus. Der Mann war gestorben und die Frau blieb nun, ohne alle und jede Hülfsquelle, mit acht Kindern zurück. Ich sah mich um; die Kinder waren reinlich und schienen auch gut geartet, und so suchte ich mir den Lockenkopf da heraus, um ihn erziehen zu lassen und Vaterstelle an ihm zu vertreten."

„Das sieht unserem edlen Papa ganz ähnlich!" — sagte Beethoven ergriffen und drückte Swieten die Hand.

„Das, mein lieber Sohn!" — entgegnete der Greis — „war Christenpflicht; und ich weiß, daß Sie es an meiner Stelle, auch gethan haben würden."

„Ja!" — sagte Ludwig — „vorausgesetzt, daß ich das Kind nicht selbst erziehen müßte."

„Das will und kann ich auch nicht!" versetzte

der alte Herr. — „Mein Freund, del Rio, der in der Vorstadt, Landstraße Glacis, ein Institut hat, will das Kind bei sich aufnehmen und für meine Rechnung erziehen. Aber genug davon; Gott gebe seinen Segen dazu und mache, daß die Kleine gut und glücklich werde.“

Und der alte Herr fuhr leise über die blonden Locken des lieblichen Kindes und ein Blick von unendlicher Güte schien der kleinen Schläferin sagen zu wollen: Vertraue mir nur, ich will Dein zweiter Vater sein, und mit Liebe und Treue für dich und deine Zukunft sorgen.

Da lächelte das Kind im Traume wie ein Engel und Swieten küßte es leise, leise auf seine Stirne.

Die Unterhaltung nahm jetzt eine andere Wendung. Ludwig mußte berichten woher er komme, und der alte Papa errieth sehr bald, was da wieder vorgefallen sei.

„Kann mir's schon denken,“ — sagte er — „Sie waren wieder einmal starrköpfig und wollten auf die Bitten der Damen nicht spielen.“

„Aber, lieber bester Papa, ich hatte ja in meinen Trio's gespielt.“

„Nun, so hätte eine Phantasie mehr oder weniger auch nichts gemacht!“

„Aber wie können Sie so reden, Papa!“ — rief Beethoven, und van Swieten mußte auf die kleine

Schläferin deuten um seiner Stimme eine Dämpfung zu geben. Dann sagte er: — „Musiciren wir hier nicht oft bis an den hellen Morgen?“

„Allerdings!“ — fuhr Beethoven fort — „aber nur vor Ohren, die die Sache verstehen. Bei Gott und allen Heiligen! es war nicht kindischer Eigensinn von mir; aber die Stimmung fehlte. Ich war begeistert, selig von dem Gedanken, daß mir die Trios so gut gelungen; ich fühlte in diesem schönen Momente, daß noch große, gewaltige Schöpfungen da innen ruhen. Chaotisch regte es sich in meinem Geiste, als sollten Welten entstehen .... und mitten in all' diese heiligen Gefühle, wirft man das Verlangen: ich soll zur Unterhaltung einer schnatternden, schwätzenden, kokettirenden Gesellschaft noch ein Bischen Musik machen; das heißt, wie ein Dompfaff -- dem man einige Trompeter-Stückchen eingelernt hat — diese Stückchen herpfeifen, wenn man den Ton angibt? Nein!“ — rief hier Beethoven entschieden — „da ist mir doch die göttliche Musika zu heilig. Mögen sie's übel nehmen oder nicht! — mögen sie mir ihre Circle verschließen, — ich werde mich ihrem kindischen Verlangen nie fügen. Sie müssen den Adel des Geistes, die Weihe der Kunst, anerkennen, und diese beugen sich in ihrer gottentstammten Freiheit und Majestät auch nicht vor Fürstinnen und wären sie noch so zauberhaft schön!“

Swieten lachte über seines jungen Freundes

heiligen Eifer, während Beethoven mit großen Schritten im Zimmer auf und abging. Aber der Papa nahm zugleich auch seinen neuen kleinen Liebling mit den Kissen sorgfältig auf und trug ihn auf das Sopha des Nebenzimmers, um ihn vor Beethoven's Donnerstimme einigermaßen zu schützen.

„So!“ — sagte er wiederkehrend — „jetzt mein junger Jupiter tonans weckt Er mir wenigstens meine Kleine nicht mehr.“

„Und soll ich mich da nicht ärgern?“ — fuhr Ludwig grollend fort. — „Am Ende kommen sie auch noch und verlangen, daß ich ihnen zum Tanze aufspiele oder gar selbst mit ihnen tanze!“

„Nun, nun!“ — meinte der alte Herr lächelnd — „das wäre doch wohl kein Verbrechen. Sie sind ja doch ein so großer Verehrer des tiefsinnigen griechischen Weisen Platon; wissen Sie nicht, was der von der Kunst des Tanzens sagt?“

„Doch, doch!“ — entgegnete Beethoven — „er nennt die Kunst des Tanzens eine holdselige und frohe Gabe der Götter! Aber das war auch etwas anderes, als unser Tanz: da war Grazie, edle Bewegung des Körpers, schöner Rhythmus . . . bei uns ist er Raserei. Unter den Beschuldigungen, welche Sallust gegen Catilina erhebt, befindet sich auch die, daß er mit der Sempronia in Verbindung gestanden, einer Person, welche zierlicher zu tanzen verstanden

habe, als einer ehrliebenden Frau gezieme. Cato aber wirft es gerade zu dem Lucius Murena als eine schimpfliche Handlung vor, daß er in Asien getanzt, und der Kaiser Tiberius trieb die Tänzer aus Rom, weil er sie schädlich und gemeingefährlich erachtete ...."

„Und von Sokrates" — fiel hier Swieten ein — „berichtet Xenophon, daß er das Tanzen unter die disciplinas graves gezählt und sich nicht geschämt habe, im vorgerückten Alter noch tanzen zu lernen. Erst die harten und anmuthslosen Römer brachten den Tanz in Verruf. Aber lieber Beethoven Sie werden mir doch nicht auch so ein Stück Römer werden wollen? Bleiben Sie mir lieber bei Ihrem Platon und den phantasie- und schwungreichen Griechen."

„Lebten wir nur auch in den Zeiten, die Griechenlands Größe sahen!" — rief Beethoven mit einem Seufzer. — „Die dazu nöthige Poesie und Phantasie fühle ich schon in mir. Ach! gerade das ist es ja, was mich oft zur Verzweiflung treibt: daß das jetzige prosaische Menschenvolk keine Poesie und Phantasie mehr hat. Gar nicht mehr weiß, was das ist! .... O, die Alten waren doch in Allem unübertrefflich!" — rief hier Ludwig in strahlender Begeisterung und blieb vor van Swieten stehen. — „Wie hoch, poetisch, wie herrlich bezeichneten sie doch gerade die Phantasie. Wir sagen heutzutage mit unserer

kalten und nüchternen Weisheit: Neben Intelligenz und Willen steht die Phantasie, die vermittelnde Kraft, deren Bildern unsere Erkenntniß entspringt, und unser Handeln die Vorstellung seines Zieles verdankt. Bei den poetischen Alten war die Phantasie göttlichen Ursprungs: die Tochter des Zeus und der Mnemosyne, der göttlichen Schöpferkraft und des erhaltenden Gedankens, die aus den überirdischen Reichen des Ideals Formen und Gestalten für die Empfindung der menschlichen Seele herabholte. Ist das nicht schön?!"

„Das ist es!" — sagte der alte Herr und nickte beifällig. — „Und etwas wunderbares, räthselhaft Göttliches ist es allerdings um sie. Wenn sich das Auge des Körpers schließt, zeigt sie unserer Seele in tausend farbeprangenden Bildern die Welt ihres Lebens."

„Und dann fühlt sie sich erst recht ungehemmt von störenden Eindrücken" — sagt Beethoven — „und erhebt ihre Schwingen zu den lichtreichen Gefilden ihrer Heimath."

„Ja, ja!" — meinte der Greis — „was die Nerven und Muskeln sammeln und schaffen, was im Herzen und im Hirn keimt und treibt und gährt, das gaukelt sie dann in bunten Bildern unseren Sinnen vor."

„Halt!" — rief hier Beethoven und fuhr mit der Hand an seine Stirne — „da kommt mir ein

Gedanke: Hierin hat gewiß auch die schöne Sage von der Blindheit der alten Sänger ihren Grund! Wenn das Auge sich von dem Gewirre des Tages wendet und unser Gemüth einsam sich beschaut, wie suchen uns da die lieblichsten Träume, die süßesten Tröstungen, die erhabendsten Gedanken heim! Wo sah Apelles seinen Zeus? Wo Raphael seine Madonna? Wo sahen Pindar und Homer die Gestalten ihrer Helden und Götter? — Und" fuhr Ludwig van Beethoven glühend fort, indem er seine gewaltige Figur hoch aufrichtete, so daß sie wie eine antike Göttergestalt vor den Augen des Greises stand — „und .... hab' ich denn nicht selbst schon Aehnliches erlebt? Wenn ich in einsamen Stunden der Nacht das Treiben der Welt vergaß, schwang sie sich da nicht herab zu mir, die Göttin Phantasie, auf ihren lichtblitzenden Flügeln? Dann durchströmte, mit ihrem Flügelschlage, eine Fülle der Töne meine Seele. Wie Blitze aus höheren Sphären fing es an, mich zu durchzucken, bis es immer heller und heller ward und die Töne und Accorde immer breiter und gewaltiger anschwollen. Und wie es endlich im Sturme rauschte und wie Meereswogen brandete, da fühlte ich in seligem Beben, wie die Phantasie aus ihrem ewigen Borne schöpfte. Und was sie schuf, erleuchtete sie mit dem Lichte des Ideals. Aber .... dann, der nüchternen Wirklichkeit

spottend, fühlte sie auch, im Siegesrausche ihrer göttlichen Freiheit, den Geist in rasendem Fluge durch alle ihre Reiche!"

Beethoven stand hier wie ein Jesaias vor van Swieten, der ihn freudig anstaunte. Auch er fühlte in diesem Momente den Hauch des ewigen, göttlichen Geistes, wie er in geweihten Augenblicken die Auserlesenen der Sterblichen anweht. Hier — das wußte, das fühlte er jetzt unumstößlich — hier stand ein solcher vor ihm.

Beethoven's Blicke schauten unterdeß noch immer wie in eine Unendlichkeit; aber mit einer tief aus der Brust kommenden Stimme sagte er jetzt langsam:

„Vorwärts drängt sie dann den Gedanken, hinaus über den abgegrenzten Raum des wirklichen Lebens, zum verbessernden und veredelnderen Schaffen. Das also ist auch die Aufgabe der Kunst: nicht stehen zu bleiben bei der Realität, sondern einzugreifen in sie und die Formen ihrer vollendeten Reinheit entgegenzuführen."

„So ist es mein Sohn!" — rief van Swieten mit bewegter Stimme. — „Doch steht der Künstler hier an einem gefährlichen Abgrunde: Gerade hier gilt es, daß sich die Phantasie nicht von dem Verstande trenne; denn leicht hält der aufgeregte Mensch die Welt der Phantasie für die Welt der Wirklichkeit. In wildem Tanze führt dann der phantastische Reigen den Geist dahin, die leitende Kraft versagt, und,

den Blick von Wahnsinn umnachtet, sinkt er taumelnd zu Boden.“

Beethoven's Züge waren in diesem Momente fest wie Marmor. Eine überwältigende Hoheit lag auf seiner Stirne und als er sprach, klang es mit siegreicher zwingender Ueberzeugung:

„So muß der Gedanke ihr zur Seite gehen; der Gedanke aber ist Gott selbst, der alles zügelt, alles lenkt und bändigt . . . . auch die wildeste Phantasie!“

Und er ging schweigend zu dem Instrumente, öffnete es und phantasirte wundervoll. Alle Schleußen der Seele sprangen auf; alle Höhen und Tiefen der Lust und des Schmerzes erklangen, bis sich die Töne immer mehr und mehr verschlangen und in wilden seltsamen Harmonien umherflogen, wie Kometen durch die Räume der Unendlichkeit.

Da schlug es zwei Uhr. Beethoven stand auf, nahm eines der ganz herabgebrannten Lichter, sagte: „Gute Nacht!“ und ging ohne ein weiteres Wort nach dem ihm bekannten Schlafzimmer.

Mit dem Kopf durch die Wand.

— —

Ludwig van Beethoven wohnte wieder im Lichnowsky'schen Palais; die beiden ihm befreundeten Maler hatten die Freude, ihn schon den Tag nach jenem Vorfalle, der auch sie in die größte Verlegenheit gebracht hatte, wieder dort einziehen zu sehen. Wahrscheinlich fühlte er doch, daß er, namentlich der Fürstin, die ihn so mütterlich liebte, wehe gethan, und so wollte er diesen Fehler damit wieder gut machen, daß er sich auf's neue ganz unter die Flügel ihrer Protection begab.

Indessen überstieg die Güte dieser edlen Frau alle Grenzen der Erwartung Gerhard's und Karl's. Hatte sie doch noch an demselben Abende ihren Liebling überall entschuldigt und selbst zu Gerhard gesagt:

„Wenn Sie an Ihrem Freunde vielleicht auch finden, daß seine äußere Haltung zuweilen des feineren Schliffes ermangelt, so liegt der Grund zunächst, wie

Sie wohl auch selbst schon gefunden haben, in seiner gewaltigen Natur, die alle Schranken durchbricht, und, alle Salons-Convenienzen bei Seite schiebend, fessellos einhergehen will."

Und diese Nachsicht, ja selbst diese Bewunderung einer — allerdings auch durch ihr Wesen und ihre Schöpfungen imponirenden — Originalität pflanzte sich von der Fürstin auf alle übrigen Anwesenden fort. Es dauerte keine Viertelstunde und man hatte den ersten kleinen Aerger über Beethoven's rücksichtsloses Betragen vergessen, und lachte durchweg über die bizarren Eigenheiten des genialen jungen Mannes. Allerdings wäre dies wohl nicht geschehen, wenn man in Ludwig nicht auch den Liebling des Fürsten und der Fürstin berücksichtigt hätte. Neider nannten dies ein unmenschliches Glück; verständigen Freunden, wie van Swieten, machte es viele Sorgen. Konnte doch diese Stellung nicht für die Dauer des Lebens so bleiben, und wohin sollte alsdann dies „mit dem Kopf durch die Wand" führen. Freilich ließ es van Swieten nicht an Rath und Ermahnungen fehlen; aber Ludwig war bereits schon so verwöhnt, daß diese unbeachtet blieben, und so war der alte Papa schon zufrieden, wenn der Himmelstürmer nur zu seinen Abendmusiken kam.*)

*) Schindler: S. 28.

Fleißig war indessen Beethoven ungemein. Haydn, Albrechtsberger, Salieri und Schenk wurden behufs der Vervollkommnung im Generalbaß und der theoretischen Studien überhaupt, besucht. Vater Kraft und Linke lehrten ihn den Mechanismus des Violoncells, Punto jenen des Horns und Friedlowsky (Vater) den der Clarinette kennen*). Aber freilich trat auch hier die alte Erscheinung zu Tage: alle diese Celebritäten schätzten Beethoven sehr; aber alle stimmten auch darin überein, daß es bei dessen eigensinnigem und selbstwollendem Charakter unendlich schwer sei, mit ihm auszukommen**). Die trockenen Regeln konnten natürlich diesen vorwärtsdrängenden, gewaltigen Feuergeist nicht ansprechen und so setzte sich ein dauernder Widerwillen gegen dieselben in ihm fest. Aber kann denn auch das Genie die Bahn des gewöhnlichen Talentes gehen? Lagen nicht in dem Kinde Mozart schon alle Regeln der Kunst, ehe man sie demselben lehrte? und bedurfte es nicht auch hier nur ein leichtes Anpochen, um dasjenige der Seele zum Bewußtsein zu bringen, was — angeboren — in ihr lag?

Ganz derselbe Fall fand bei Beethoven statt; wenn auch bei diesem die volle Blüthe später zur

---

*) Schindler: S. 39.

**) Wegeler und Ries: S. 86.

Entfaltung, die ganze Fülle des innersten Wissens und Könnens erst in reiferen Jahren zum vollen Bewußtsein kam.

Viele seiner Eigenheiten sollten aber auch die beiden Kügelgen — so kurz ihr Aufenthalt in Wien war — noch kennen lernen.

So interessirte sich namentlich Gerhard als Porträtmaler, für eine besondere Eigenthümlichkeit des Freundes: wenn Beethoven nämlich in tiefe Gedanken versunken, sich selbst vergaß; oder sich mit der ganzen Kraft der Seele der Anhörung einer trefflichen Musik hingab, erstarrten die Zügen seines bedeutsamen Gesichtes zu Marmor, und nichts verrieth alsdann die Bewegungen seines Inneren, als das blitzartige Leuchten seines Auges. Besuchte er eine classische Oper, so saß er von Anfang bis zu Ende schweigend und unbeweglich, wie eine Statue; aber dies war auch der schlagendste Beweis seiner Anerkennung. Gefiel ihm die Musik einer Oper oder eines Concertes nicht, so stand er plötzlich auf und lief, ohne ein Wort zu verlieren, davon*).

Auch heute war das letztere in einem Concerte geschehen, welches er mit Gerhard und Karl Kügel-

---

*) Oulibicheff: Beethoven ses critiques et ses glossateurs. pag. 60. — Jignaz, Ritter von Seyfried: Beethoven's Studien.

gen zugleich besucht hatte; da ihn der Concertgeber, ein durch alle Zeitungen außerordentlich empfohlener Violinvirtuose gar sehr um seinen Besuch gebeten hatte. Aber schon nach dem ersten Vortrage dieses Maestro sprang Beethoven plötzlich auf, drückte mitten in dem Saale den Hut auf den Kopf, warf den Freunden einen furchtbaren Blick zu, und lief — beide wie gewöhnlich sitzen lassend — ohne ein Wort zu sagen davon, als ob es hinter ihm brenne.

Auf alle Gesichter stahl sich unwillkürlich ein Lächeln und das Urtheil über den unglücklichen Concertgeber war gesprochen.

Auch die Freunde sahen sich lächelnd an; da sie aber wußten, daß sie Ludwig bei dem „alten Papa" finden würden, bei welchem dieser sie auch eingeführt hatte, so begaben sie sich gleich nach der Vollendung der ersten Abtheilung des Concertes dorthin.

Da saß er denn, der Himmelstürmer, und spielte Bach'sche Fugen. Er hatte aber mit van Swieten seit seinem Hereinstürmen in das Zimmer noch kein Wort gewechselt; auch saß ihm der Hut noch auf dem Kopfe, wie er ihn sich vorhin im Zorne aufgedrückt.

Als die beiden Freunde eintraten, sah er sie an, spielte aber weiter, bis die Fuge zu Ende. Erst dann stand er auf, grüßte die Anwesenden und nahm den Hut ab.

„Ist die Rennbahn geschlossen?“ — frug er dann kurz.

„Was? .... Die Rennbahn?“ — wiederholte Gerhard staunend.

„Nun ja!“ — sagte Beethoven. — „Was das Rennpferd in der vierbeinigen, das ist der Virtuos in der zweibeinigen Welt! Auch er durchläuft zum hundertsten Male dieselbe breitgetretene Bahn, macht stets dieselben Biegungen, setzt stets über dieselben Hindernisse hinweg und stolpert auch gewöhnlich über denselben Graben. Nur sind mir die Renner lieber, als die Virtuosen; den ersteren kann man doch aus dem Wege gehen, den letzteren nicht, wenn man nur im Entferntesten da wohnt, wo Menschen wohnen.“

Papa Swieten und die Freunde lachten! aber in Ludwig grollte es noch gewaltig.

„Ist es vielleicht nicht so?“ — fuhr er fast ingrimmig fort. — „Kann sich denn eine ehrliche Haut vor diesen Menschen retten? An allen Straßen hängen die vielfarbigen Zettel, welche den Namen des Unsterblichen mit mannshohen Lettern Einem gleichsam an den Kopf werfen; und sie schließen sich in so ununterbrochener Reihe an einander an, daß man fürchtet, sie liefen Einem nach; denn bei jedem Blick rechts oder links findet man dieselben Gespenster wieder! Und erst, wenn sie einem selbst aufsuchen ....! Beim Orpheus! mögen mir es die dünngesäeten wah-

ren Jünger der Kunst verzeihen, welche die reinen, echten Perlen des musikalischen Genusses mit geweihter Hand in unser armes, gequältes Dasein streuen; aber ich frage Euch, Freunde, was gibt es Unleidlicheres, als diesen Typus reisender Virtuosen, namentlich derjenigen, die ihre „eigenen Compositionen" spielen."

„Ja, ja!" — sagte hier der alte Papa — „ihre Arroganz ist gewöhnlich unerträglich und ihre Machwerke sind meist zum Erbarmen."

„Es kann eine an sich unerträgliche Eitelkeit" — polterte Beethoven fort — „durch den vollendeten Vortrag eines Meisterwerkes nachgesehen werden; man kann den Menschen über sein Instrument vergessen und die heraufbeschworenen Geister der großen Meister können alle Extravaganzen der complicirtesten Rumpf- und Armverdrehung entschuldigen ...."

„Namentlich" - fiel hier Papa Swieten ein — „wenn man, wie ich, die Vorsicht gebraucht, in den Gipfelpunkten solcher convulsivischen Experimente die Augen zuzumachen!"

„Alles gut!" — fuhr Beethoven fort — „aber die eigene Compositionen! — — Herr, du mein Gott! da soll Feuer aus dem Geiste fahren! ... ja den Teufel auch! Opus 11,999! ... und endlos! endlos!"

Und er hielt sich mit beiden Händen den Kopf und lief wie verzweifelt im Zimmer auf und ab.

„Ruhig! ruhig!" — sagte jetzt lächelnd van Swieten.

„Da bleibe ruhig wer kann!" — rief Beethoven. — „Ich sehe schon, wie es in der Zukunft kommt! Das Virtuosenthum wird, zumal hier in Wien, uns Allen über den Kopf wachsen. Trittst du in ein Haus, so entgehst du Nirgends den Fallstricken, die Vater, Mutter, Sohn und Tochter Dir stellen; mit jedem Händedruck bleibt Dir ein Billet zwischen den Fingern; aus jedem graziösen Lächeln der Hausfrau grinst Dir ein noch unbesetzter Sperrsitz entgegen. Aber wehe Dir, dreimal wehe! wenn Du den Unsterblichen selber kennst, ihn vielleicht in einem Deiner unbewachten Augenblicke ein Wort der Anerkennung gesagt hast. Bist Du selbst Musiker, so plagt er Dich zu Tode, bist Du seine Dudelei durch Deine Anwesenheit verherrlichst; bist Du aber kein Musiker so schickt er Dir gewiß 50 Billets in's Haus und die sollst Du Armer wie ein gährend Drachengift in die Milch der frommen Denkart Deiner Bekanntschaften hineinschütten, daß Dir Alles, was Dir lieb und theuer ist, vierzehn Tage lang mit saurem Gesichte aus dem Wege geht!"

Der Eifer Beethoven's war jetzt so tragisch-komisch geworden, daß Alle lachen mußten! ja er selbst — sich an das Klavier setzend und mit verkehrter Hand wild

über dessen Klaviatur fahrend — fing zornig zu lachen an, daß die Wände schütterten *).

„O!" — rief er dann — „wir lachen? weinen sollten wir; denn ich sage Euch, diese Virtuosenwirthschaft wird ein Gift für die edle Musika werden, an dem sie, im Sinne des Wortes, den Geist aufgeben wird!"

„Lieber!" — sagte hier Papa Swieten — „Sie sehen wieder, wie gewöhnlich, zu schwarz!"

„Nein, nein, nein!" — rief Beethoven aufspringend, und der alte Sturmlauf durch das Zimmer ging wieder an. — „Nein! ich sehe nicht zu schwarz. Es wird noch viel schlimmer kommen."

„Möge uns der liebe Gott davor behüten, daß Sie recht behalten!" — meinte der alte Herr.

„Es wird noch dazu kommen", — fuhr Beethoven eifernd fort — „daß man sich en bloc oder à forfait zum Genius erheben lassen kann."

„Die Art, wie dies geschehen sollte, möchte ich aber doch kennen!" — sagte Gerhard.

„Nun!" — rief Beethoven — „man kann doch wahrlich, von dem, was wir jetzt in Wien erleben, auf die Zukunft schließen. Wie hat es denn unser heutiger Folterknecht gemacht? Er war noch in Paris, oder Petersburg, oder Calcutta, — was weiß ich, — da

---

*) Oulibischeff: Beethoven, ses critiques etc. p. 60.

ging es schon wie kurzer Lerchenschlag durch alle Blätter: er kommt, er kommt, er beglückt Euch, der gefeierte Künstler Labowsky! — Dann las man von Brillantnadeln und goldenen Dosen, die ihm als Huldigungen einzelner Potentaten zu Füßen gelegt worden seien .... und jetzt hier: Zettel, Programme, Paucken und Trompeten! — Himmel-Herr-Gott! und was für ein Quark war das, was er gab .... Und ich will wetten, es gab am Schlusse ein donnerähnliches dacapo! bravo! brava! bravi! schockweise aus Dur und Moll, Füßegestampf und Geklatsch, — natürlich alles bezahlt!"

Und Beethoven warf sich wieder an den Flügel und fuhr wie vorhin mit der verkehrten Hand ein paarmal über sämmtliche Tasten; dann schlug er plötzlich volle prächtige Accorde an und ging in ein Händel'sches Thema über.

„Gott! Gott!" — rief er dabei — „das ist doch Musik! Das sind Schöpfungen, die den Stempel ewiger Blüthe tragen; .... da ist Reichthum der Ideen, ... da ist Wissen .... da ist Kunst und doch alles auch wieder Natur! .... Und wie unendlich bescheiden waren jene Männer: Händel, Bach, Mozart .... und jetzt" — — eine Dissonanz schlug durch — — aber er führte sie wunderschön zurück und phantasirte noch lange auf eine prächtige Weise über das vorhin aufgenommene Thema.

Als Beethoven vom Instrumente aufstand, hatte

er allen Aerger vergessen. Eine heitere Befriedigung lag in seinen Zügen, und lange war er nicht so gemüthlich und lustig gewesen, als bei dem kleinen Abendessen, das der „alte Papa" jetzt improvisirte. Es waren aber auch die letzten Stunden, die er mit Gerhard und Karl bei ihrem diesmaligen Besuche in Wien zubringen sollte; denn schon auf morgen war die Abreise der beiden Maler für München festgesetzt, und von da sollte Gerhard nach Riga und Petersburg gehen, woselbst ihn Aufträge des Kaiserhofes erwarteten.

Noch einmal gedachten sie der Jugend, des Brenning'schen Hauses, der unvergeßlichen Reise nach Mergentheim ... Jeanetten's und Eleonoren's ... und laut und harmonisch erklangen die Gläser auf das Andenken dieser schönen Zeiten und dieser lieben Menschen.

Es war tief in der Nacht als die Freunde sich trennten, um auf lange Zeit — vielleicht auf immer — von einander Abschied zu nehmen.

Mißverständnisse.

Um dieselbe Zeit — es ging gegen Mitternacht — herrschte in dem Palais des Grafen Browne eine ungewöhnliche, seltsame Aufregung. Nicht, als ob die Säle des großen alterthümlichen Hauses von strahlenden Gästen gewimmelt und Treppen, Corridors und Vorzimmer durch Schaaren ab- und zueilender Lakaien belebt gewesen wären .... nein! .... die Aufregung die eben jetzt hier Platz gegriffen, erschien ganz anderer Art, da sie sich nur auf wenige Bewohner des Hauses, erstreckte und einen beklemmenden Charakter trug. War doch selbst der Ausdruck der Gesichter Derer, die man bei dem allarmirenden Vorfalle, der eben die nächtliche Ruhe störte, in Betheiligung gezogen, eine wahrhaft Gespenstrische.

„Gnäd'ger Herr! gnäd'ger Herr!" — lispelte eben die Stimme des Kammermädchens der Gräfin, indem sie, in der einen Hand einen silbernen Leuchter mi[t] einer fast herabgebrannten Kerze haltend, mit der a[n-]

deren eifrig aber leise an der Thüre des gräflichen Schlafzimmers anpochte. Ihre Stimme zitterte dabei auffallend und ihr Antlitz war bleich wie der Tod.

„Gnäd'ger Herr! gnäd'ger Herr!“ — wiederholte sie jetzt etwas lauter und unter stärkerem Pochen. Wie bemüht indessen das Mädchen dabei war, alles Aufsehen zu vermeiden, ging schlagend daraus hervor, daß sie sich, während sie lauschend das Ohr an die Thüre drückte, sorgfältig umsah, ob sie auch sonst Niemand im Hause bemerkt habe. Aber alles blieb still, selbst in dem Schlafzimmer des Herrn Grafen, aus dem sich lediglich ein mächtiges Schnarchen hören ließ.

„Er schläft und hört mich nicht!“ — sagte daher die Kleine zu sich selbst, und die Hand, die den Leuchter hielt, zitterte vor Aufregung. — „Ich muß die Thüre öffnen.“ — Und sie drückte leise auf die Schlinke und die Thüre gab nach.

„Herr Graf!“ — wiederholte die kleine Zofe jetzt abermals; aber indem sie den Mund an die Spalte brachte, überflog ein leises Roth ihre Wangen.

„Wer ist da!“ — erwiederte jetzt mit der raschen Art, mit der man aus dem Schlafe auffährt, die Stimme eines Mannes.

„Vergebung!“ — flüsterte das Kammermädchen; aber in überrascht ausgestoßenes: — „Wie? — Babette?“ — schnitt ihr die Rede ab.

„Ich muß um Vergebung bitten!“ ....

„Nun!“ — entgegnete die Stimme des Grafen voll freundlicher Herablassung — „die kann Dir werden“ . . . .

„Nicht! nicht!“ — flehte die Kleine. — „Die gnädige Frau Gräfin schickt mich: es ist wieder da . . !“

„Was ist wieder da?“

„Das Wunder! . . . die Erscheinung!“

„Bei meiner Tochter?“

„Zu dienen, gräfliche Gnaden! Sie und die Frau Gräfin wollten's mir immer nicht glauben; jetzt können Sie sich mit Aug' und Ohr überzeugen.“

„Gut!“ — sagte der Graf und man hörte diesem kleinen Wörtchen die peinliche Ueberraschung an, die ihn bei dieser Nachricht erfaßt hatte. Er fügte daher in einem zwischen Aerger und Befehlen schwankendem Tone hinzu:

„Ich werde kommen!“

Babette, noch immer vor der geklefften Thüre stehend, verneigte sich und eilte leise, eine Hand vor das Licht haltend, zu den Zimmern ihrer Gebieterin zurück. Aber dieser Gang, der über einen langen Corridor von dem einen Flügel des Hauses zu dem andern führte, war ihr heute schrecklich, obgleich es natürlich nicht das erstemal war, daß sie ihn, selbt bei Nacht, zurücklegte. Nur mochte die Stimmung jetzt eine ganz andere, als sonst sein; denn fast bi jeder der altmodischen Halbsäulen aus Marmor, wehe von

zehn zu zehn Schritten zollbreit aus der Mauer traten, um die mit dem gräflichen Wappen schließenden Spitzbogen zu tragen, — — fuhr sie entsetzt zurück, als ob sie ein Gespenst sehe. In der That beflügelte denn auch die Furcht ihre Schritte bald so sehr, daß sie athemlos bei der Gräfin ankam, und kaum die Nachricht: — „Der Herr Graf werden sogleich erscheinen!“ — herauszustoßen vermochte.

Aber auch die Gräfin, diese sonst so lebensfrohe und heitere Frau, stand in diesem Augenblicke mit dem Ausdrucke da, den nur die unerwartete Auferstehung eines Todten, — oder der Anblick eines Geistes den menschlichen Zügen geben kann. Sie war noch angekleidet, und das neben ihr am Boden liegende Buch, war wohl eben erst ihrer Hand entglitten. Jetzt lehnte sie mit dem einen Arm gegen den Sessel, von dem sie sich vor wenigen Minuten entsetzt erhoben, während ihr anderer Arm schlaff an der Seite herabhing. Den Oberkörper etwas zurückgebogen, starrten ihre Augen dabei nach der ihr gegenüberliegenden Flügelthüre, auf welche auch das Kammermädchen ängstlich hinblickte, obgleich nicht das Geringste dort zu sehen war. Aber dies starre Dorthinschauen war eigentlich nur der Ausdruck des Entsetzens und der Furcht vor dem, was sich hinter dieser und den nächstfolgenden Thüren zeigen werde, sowie eine Unterstützung der Gehörorgane: denn in der That zogen ganz

eigenthümliche, wie aus dem Grabe kommende Töne aus der Entfernung daher.

In diesem Augenblicke trat der Graf durch die Hauptthüre ein. Es war ein hübscher, kräftiger Mann in den Vierzigen, dessen sonst so militärische Haltung man freilich jetzt unter dem seidenen Schlafrocke und bei der Aufregung, die ihn in diesem Momente erfaßt hatte, nicht würdigen konnte.

„Es wäre also doch so?" — flüsterte er jetzt, die Thüre, durch die er gekommen, leise und vorsichtig hinter sich zumachend. — „Babette hätte sich also doch nicht getäuscht?"

„Ueberzeugen Sie sich selbst!" — entgegnete kaum hörbar die Gräfin; indem sie nach der Gegend zeigte, nach welcher ihre Augen unverwandt hinstarrten.

Alle drei lauschten jetzt gespannt.

Wirklich ließen sich fort und fort dieselben geisterhaften Töne vernehmen. Sie waren glockenrein und gehörten einer jugendlich=frischen Stimme an; aber die Art und Weise des Gesanges hatte doch etwas Absonderliches, eigenthümlich Getragenes, fast konnte man sagen Träumerisches.

Wie aus der tiefsten Tiefe einer mächtig erregten Seele stiegen sie auf, und — so gedämpft sie auch durch die Entfernung klangen — so deutlich erkannte man doch die eigene innerliche Ergriffenheit der Singenden. Es war das Beethoven'sche Lied: „Wenn

ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt'!
flög' ich zu dir!" Eine wunderbare Sehnsucht sprach
aus demselben; aber es klang fast wie die Sehn=
sucht einer Abgeschiedenen, deren Geist klagend über
Gräber fährt.

Die Lauschenden standen lange unbeweglich: ihr
Herz pochte so laut, daß man den Schlag desselben
fast hören konnte; — den Athem anhaltend, glichen
sie Bildsäulen, und diese Aehnlichkeit erhöhte noch zum
Erschrecken die Todtenblässe ihrer Gesichter.

Endlich ermannte sich der Graf, und auf den Zehen
nach der in die Nebengemächer führenden Flügelthüre,
durch welche die Töne drangen, hinschreitend, gab er
den beiden Anderen ein Zeichen, ihm zu folgen. Das
folgende Zimmer war das eigentliche Schlafgemach der
Gräfin, aus diesem führte eine zweite Thüre in ein
reizendes Boudoir, an welches sich dann die Gemächer
der Comtesse Eugenie anschlossen.

Geräuschlos durchschritt man Schlafgemach und
Boudoir, — geräuschlos öffnete sich jetzt die Thüre des
anstoßenden Zimmers . . . als allen Dreien ein halb=
lauter Ruf der Ueberraschung entfuhr.

Comtesse Eugenie saß halb aufgerichtet in ihrem
Bette. Ihre zarte Gestalt umhüllte sorgfältig ein weißes
Nachtgewand von feinem Batist mit reichen geschmack=
vollen Stickereien, an Hals und Aermeln mit Spitzen
besetzt. Ihr linker Arm stützte den Körper, ihr rechter

lag leicht auf der Decke von carmoisinrother Seide. Ein zierliches Häubchen umschloß die Fülle blonder Locken, die sonst das zarte Oval ihres reizenden Köpfchens umwallten, und von welchen sich jetzt nur die Vorwitzigsten herausgestohlen hatten, als könnten sie es nicht lassen, die Wangen des holden Kindes zu kosen. Und ein Kind war Comtesse Eugenie wirklich noch, — ein Kind von vierzehn Jahren, was auch die Züge ihres schönen regelmäßigen Gesichtchens sagten. Aber dies liebe kleine, sonst immer so freundliche Antlitz war jetzt, zum Entsetzen der Eltern, starr und bleich, als habe der Engel des Todes seinen letzten Weihekuß demselben aufgedrückt. Auch die Augen waren geschlossen, und doch bewegten sich die Lippen leise und über sie hin zogen jene wunderbar geisterhaften Töne, welche Vater und Mutter bis in das Mark ihres Innersten erschütterten. Eugenie schlief und sang im Schlafe das schöne Lied ihres angebeteten Lehrers, Beethoven: „Wenn ich ein Vöglein wär', und auch zwei Flüglein hätt', flög' ich zu dir!"

Machte aber schon dies Singen im Schlafe einen peinlichen Eindruck auf die erstaunt Lauschenden, so steigerte sich dieser Eindruck durch die Beleuchtung des Zimmers wirklich zum Gespenstischen. Da nämlich die, in der Mitte des Schlafgemaches von der Decke herabhängende Nachtlampe, zur Mäßigung des Lichtes, von einer Glocke aus dunkelgrünem Glase umgeben

war, warf sie einen matt-grünlichen Schein über das ganze Gemach, der — an und für sich falb und unheimlich — auf dem weißen Nachtgewande und dem bleichen Antlitz der Singenden einen wahrhaft erschreckenden, todtenähnlichen Effect hervorbrachte.

Alles dies wirkte denn auch auf das Mutterherz so gewaltig, daß sich die Gräfin kaum aufrecht zu erhalten vermochte und vergeblich gegen ihre Thränen ankämpfte. Sie traten ihr hell in die Augen und nur ein ernster Blick ihres Mannes hielt sie von einem lauten Ausbruche zurück.

Aber auch der Graf war tief erschüttert, während Babette an Arm und Beinen zitternd, ein Ave-Maria nach dem anderen leise betete.

Jetzt verhallten die Töne und eine lautlose Stille trat ein. Comtesse Eugenie blieb unbeweglich.

Plötzlich schien es, als ob sie sich rege. Alle hielten den Athem an.

Da schoben sich langsam die zarten Füßchen unter der Decke hervor, der Oberkörper folgte: Eugenie stand auf.

„Um Gottes Willen!“ — flüsterte die Gräfin, bereit ihrem Kinde entgegen zu eilen; aber der Graf hielt sie mit starkem Arme zurück, indem er, ebenfalls flüsternd, sagte:

„Ich bitte Sie, lassen Sie sie gewähren. Wenn wir helfen wollen, müssen wir sehen, was noch ge-

schieht. Babette soll augenblicklich Doktor Czerny rufen, dem ja zu diesem Zwecke ein Zimmer im Hause angewiesen ist."

Während sich aber Babette eiligst entfernte, hatte sich Comtesse Eugenie völlig aus dem Bette erhoben. Ihre Bewegungen waren dabei träumerisch langsam, ihre Augen blieben geschlossen, und zwar auch dann noch, als sie — von dem bis zu den Füßen herabwallenden weißen Batistgewande umschlossen — langsam und feierlich über den weichen Teppich hinschritt, der das Schlafgemach und das anstoßende Zimmer deckte. Eugenie glich dabei jenen wunderbaren Gestalten, welche ältere Maler oft den Engeln zu geben pflegten, nur daß ihr die Flügel fehlten; die aber die aufgeregte Phantasie beider Eltern jetzt unwillkürlich dazu setzte.

Jetzt hatte die Comtesse den Flügel erreicht, der, behufs ihres Studiums, im Nebenzimmer stand. Leise und behutsam öffnete sie ihn, setzte sich und fing zu spielen an. Immer noch waren die Augen geschlossen, immer noch umhüllte Schlaf die Seele des Mädchens ..... aber Eugenie spielte mit einer Fertigkeit, mit einem Ausdruck, wie sie Vater und Mutter noch nie hatten spielen hören. Zwar war sie eine der besten Schülerinnen des im gräflich Browne'schen Palais als Hausfreund eingeführten Beethoven .... aber ihr jetziger Vortrag im Schlafe übertraf doch alles, was sie bis dahin wachend geleistet.

Sprachlos vor Staunen horchten die Eltern und Entzücken würde sie erfüllt haben, wenn sie nicht die kalten Schauer, die sie zeitweise überliefen, an das Unheimliche der Situation erinnert hätten.

Jetzt war sie zu Ende! .. Doch nein! ... noch einmal schlug Eugenie Accorde an, noch einmal rauschten wunderbar göttliche Töne auf: es war die herrliche Composition Beethoven's: „An die Hoffnung" aus Tiedge's Urania.

Todtenstille herrschte unter den Zuhörern; denn zu dem gräflichen Ehepaare hatten sich längst, auf den Zehen heranschleichend, Doctor Czerny und Babette gesellt.

Graf und Gräfin, mit fieberhafter Aufmerksamkeit dem Beginnen der Tochter zugewandt, bemerkten sie nicht.

Alle lauschten der Comtesse, — alle staunten, bebten .... da endete Eugenie, erhob sich langsam, schloß den Flügel und kehrte, wie vorhin, nach ihrem Lager zurück. Als sie sich gelegt, trat nach einigen Minuten ein ruhiges und regelmäßiges Athmen ein und bewies, daß sie sanft schlafe.

In diesem Augenblicke gewahrte der Graf den Arzt; dieser aber gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß sich die Anwesenden in die Gemächer der Gräfin zurückziehen möchten. Graf Browne willigte durch ein leichtes Kopfnicken ein und reichte der Gräfin den Arm; aber

diese Artigkeit oder Vorsicht war auch sehr nöthig gewesen; denn noch ehe die Gräfin in ihr Ankleidezimmer zurückgelangen konnte, fing sie zu wanken an und brach, als sie kaum den Sessel erreicht, ohnmächtig zusammen. Die eben erlebte Scene mit dem geliebten einzigen Kinde, und die Bilder und Gedanken, die sich an dieselbe geknüpft, so wie die ungeheure Aufregung und der Schreck, den sie verursacht, hatten ihre Nerven im höchsten Grade afficirt.

Der Arzt deutete dies auch zur Beruhigung dem Grafen an, während er die Schläfe der Ohnmächtigen mit kaltem Wasser netzte, ihr ein Fläschchen mit Eau de Luce unter die Nase hielt, und von Babetten Kleid und Schnürleib lüften ließ.

So kam es denn, daß der Gräfin nach wenigen Minuten die Sinne zurückkehrten und sie sich — nachdem ein kurzes, aber heftiges Weinen eine Erleichterung ihres Herzens bewirkt — bald wieder erholte.

„Aber lieber Doktor!" — sagte jetzt der Graf, der sich neben seine Gattin niedergesetzt und ihre Hand wie zum Troste und zur Beruhigung ergriffen hatte, während Babette ihr einen Shwal über die Schultern warf, — „aber lieber Doktor, nun setzen Sie sich zu uns und erklären Sie mir einmal diese unselige Erscheinung."

„Vor allen Dingen," — entgegnete Doktor Czerny" — „dürfen beide gräfliche Gnaden ganz be=

ruhigt sein. Hier ist vor der Hand nichts zu fürchten; denn es ist weder von einem übersinnlichen magischen Einflusse die Rede, wie Aberglaube wähnen könnte, noch von jenem tollen Spuck, wie ihn Mesmer und d'Eslon treiben. Wenn ich aber über den Vorfall richtig urtheilen soll, so muß ich zunächst um die Beantwortung einiger Fragen bitten."

„Fragen Sie nur!" — sagte die Gräfin, noch immer angegriffen, aber durch des Arztes zuversichtliches Wesen doch etwas beruhigter.

„Sind diese Vorfälle schon öfter vorgekommen?"

Ein Blick der Dame des Hauses forderte Babette zum sprechen auf, diese sagte daher:

„Ja Herr Doktor."

„Wie oft?"

„Es mag heute zum dritten- oder viertenmale sein, daß die gnädige Comtesse im Schlafe so geisterhaft singen; aber aufgestanden und gespielt haben Sie heute zum erstenmale."

„Und theilten Sie dies gleich der gnädigsten Frau Mutter mit?"

„Nein! die erstenmale blieb die Comtesse ruhig liegen, so daß ich glaubte: sie träume nur."

„Sie schlafen wohl im anstoßenden Zimmer?"

„Ja, zwischen den Schlafzimmern der Frau Gräfin und jenem Fräulein Eugenien's."

„Und hat man in der letzten Zeit am Tage nichts Besonderes an der Comtesse bemerkt?"

„Nichts!" — versetzte das Kammermädchen — „als daß ihre Gnaden fast übermäßig fleißig Klavier spielten und sangen."

„Und woher kam dies?"

„Das will ich Ihnen sagen!" — ergriff hier die Gräfin das Wort — „Eugenie, die ein sehr schönes Talent für Musik überhaupt besitzt, ..."

„Wovon sie eben eine glänzende Probe abgelegt hat!" — unterbrach der Arzt die Sprecherin mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung.

„Hat bei Beethoven, unserem Hausfreunde, Unterricht!" — fuhr die Gräfin nach leichter Gegenverbeugung fort. — „Nun kennen Sie dieses eminente Talent genügend; aber vielleicht weniger seine Strenge im Unterricht und die hohen Forderungen, die er an seine Schüler und Schülerinnen stellt, von welchen er ohnehin nur wenige aus den höchsten Familien annimmt und diese nur, bei großen Anlagen."

„So habe ich vernommen."

„Nun!" — sagte die Gräfin — „Eugenie hat ein ebenso großes Ehrgefühl, als Liebe zur Musik und schwärmerische Begeisterung für ihren großen und herrlichen Lehrer. Was liegt nun näher, als daß sie, um diesem Freude zu machen und zu gefallen, ihren Fleiß verdoppelte."

„Hm!“ — machte der Arzt, die beiden Hände auf seine Kniee stemmend und Kopf und Oberkörper nachdenklich und leise vor- und zurückwiegend. — „Und was waren das für Lieder und Piecen, die Comtesse Eugenie in der letzten Zeit nächtlich sang und spielte?“ — frug der Arzt weiter.

„Es waren Lieder und Piecen von Beethoven's Composition“ — entgegnete die Gräfin.

„Nur von Beethoven?“

„Ja, nach dem was ich selbst hörte und Babette berichtete.“

„Hm!“ — machte Doktor Czerny abermals und bewegte seinen Oberkörper wie vorhin. — „Sämmtlich von Beethoven's Composition. Er ist eine gewaltige Natur, physisch und geistig. Sollte Mesmer“ — aber Czerny unterbrach sich hier rasch und sagte — „und haben die Frau Gräfin nicht bemerkt, daß Comtesse Eugenie die Lieder mit einer ganz außerordentlichen Innigkeit vortrugen?“

„O gewiß!“ — rief die Gräfin und Thränen der Rührung und schmerzlicher Freude traten ihr in die Augen.

„Hm!“ — machte Czerny zum drittenmale und jetzt verharrte sein Körper in Ruhe. Nach einer kleinen Pause sagte er dann:

„Gnädigste Frau! Wenn Sie mir die Sache anvertrauen wollen, können Sie ruhig und unbesorgt

um das Wohl Ihrer liebenswürdigen Tochter schlafen. Vielleicht waltet hier ein kleines Mißverständniß im Inneren dieses kindlichen Wesens vor, welches man heben muß; jedenfalls aber sind die Erscheinungen, die wir soeben beobachtet, Folgen einer krankhaften Ueberreizung des sensibelen Lebens."

„Also doch ein krankhafter Zustand!" — rief die Mutter besorgt.

„Nur eine Ueberreizung der Nerven!" — antwortete beruhigend die Arzt — „die leicht gehoben sein wird, wenn Sie es dahin bringen, daß die Comtesse weniger Beethoven'sche Piecen spielt und singt."

„Warum aber gerade Beethoven'sche?"

„Sie sind gar schwer und tief .... und regen daher sehr auf!" — meinte der Doktor Czerny mit einem feinen Lächeln, das jedoch die Gräfin nicht bemerkte, da sie zu viel mit den Gedanken an ihr einziges Kind beschäftigt war.

„Nun denn!" — sagte hier der Graf aufstehend — „so mag sich die Frau Gräfin jetzt getröstet zur Ruhe begeben. Sie bedürfen dieser ohnedem sehr!" — setzte er mit einem Kusse auf ihre Hand hinzu. — „Gute Nacht also, meine Liebe! Babette soll bei Eugenien wachen und wenn der Fall wieder eintritt . . ."

„Das wird er nicht!" — sagte der Doctor — „jetzt schläft sie ruhig bis zum Tage."

„Dann um so besser!" — fuhr der Graf fort —

„wir besprechen alsdann Morgen frühe das Weitere und unser braver Czerny wird schon helfen.“

„Sein Sie dessen versichert, gräfliche Gnaden!“ — sagte der Arzt, — „und nehmen Sie nochmals die Beruhigung entgegen, daß die Erscheinung nur eine Folge überreizter Nerven ist. Vermögen wir diese in ihre normale Stimmung zurückzuführen — was nicht schwer fallen wird — so heben sich diese eigenthümlichen Erscheinungen von selbst.“

Czerny ließ nun die Gräfin noch einige von ihren Nerven stärkenden Tropfen nehmen, empfahl sich dann zu Gnaden und verließ mit dem Grafen das Zimmer.

Als die beiden Männer sich allein sahen, sagte der Graf:

„Czerny, habe ich Ihr Lächeln und Ihre Bemerkung über die Beethoven'schen Compositionen verstanden?“

„Nach dieser Frage zu urtheilen, glaube ich es wohl!“ — entgegnete der Hausarzt.

„So glauben Sie, daß Beethoven ....“

„Ich glaube, daß dieser Mann, in physischer und geistiger Beziehung, eine der gewaltigsten Naturen ist, die es gibt. Sein Auftreten, sein Wesen, sein Wirken und Schaffen ... alles an ihm ist imponirend; und wen sollten seine musikalischen Leistungen und Schöpfungen nicht hinreißen? Uebt er nicht ein fast zau-

berhaftes Uebergewicht über alle Menschen aus, die mit ihm umgehen? Gestehen Sie es selbst ein, Herr Graf, haben Sie dies in seiner Nähe nie empfunden?"

„Doch!" — sagte Graf Browne kopfnickend — „und ich will noch mehr gestehen: ich verehre und liebe ihn, trotz seines rauhen, selbst oft verletzenden Wesens. Er ist im Sinne des Wortes, unser Hausfreund!"

„Nun", — fuhr der Arzt fort — „dann wird es Sie gewiß auch nicht wundern, wenn dieser gewaltige Geist durch seine herrlichen Schöpfungen einen tiefen Eindruck auf Comtesse Tochter gemacht hat. Eugenie schwärmt für Musik überhaupt; sollte sie da nicht für die meisterhaften Compositionen ihres großen Lehrers und für diesen selbst doppelt schwärmen?"

Der Graf erblaßte: — „Sie erschrecken mich!" — sagte er dann.

„Nicht doch!" — fuhr der Arzt fort. — „Es handelt sich hier nicht von Liebe. Davon kann ja überhaupt bei dem noch so sehr kindlichen Wesen der Comtesse gar nicht die Rede sein. Aber wie hier der Körper überreizt ist, so ist es gewissermaßen auch der Geist. Das Wesen ihrer Tochter geht in dem Wesen Beethoven's auf. Es liegt dies um so näher, als Eugenien's geistiges Leben mehr ein Seelenleben ist, d. h. sie gehört zu den zarten weiblichen Organismen,

deren geistige Thätigkeit weniger eine Trennung zwischen Willensbestimmtheit und individueller Empfindung in sich schließt. So vermag das gute Kind seine begeisterte Bewunderung und die daraus erwachsene individuelle Stimmung nicht zurücktreten zu lassen, so daß sich allerdings eine Neigung zu ihrem großen Lehrer — aber auch nur eine rein geistige, aus Kunstenthusiasmus entsprungene — gebildet hat, von der jener indessen sicher nicht das Entfernteste ahnt."

„Dennoch ist die Sache höchst gefährlich und unangenehm!" — meinte der Graf.

„Sie könnte es werden!" — versetzte der Arzt — „und Mesmer würde hier gleich wieder Magnetismus und Somnambulismus, geistigen Rapport und wie er seine hirnverbrannte Schwärmerei sonst noch nennt, wittern. Wenn Eure gräfliche Gnaden aber meinem Rathe folgen, so stehe ich dafür, daß die ganze Erscheinung spurlos vorüber geht."

„Sie haben mein ganzes Vertrauen und meine Zustimmung zu Allem, was Sie in dieser Beziehung verordnen."

„So veranlassen Sie die Frau Gräfin, morgen schon mit der Comtesse für einige Wochen auf das Land zu gehen. Die Klavierstunden müssen auf eine zeitlang ausfallen und Eugenie darf nicht mit ihrem Lehrer in Berührung kommen. Wir müssen, wie

Charlatan Meimer sagen würde, den Rapport brechen."

„Aber Beethoven? Er hängt wie ein Sohn an meiner Familie, und wird, wenn er erfährt wo meine Frau und Tochter auf dem Lande weilen, sie besuchen wollen."

„So gehe ich zu ihm und stelle ihm die Sache wahrheitsgetreu vor. Er ist ein vernünftiger Mann, der, um Eugenien Willen, Hand in Hand mit uns gehen wird."

„Thun Sie das, lieber Czerny!" — sagte der Graf. — „Doch noch Eines: Ihrer Discretion vertraue ich mich ganz; aber auch Beethoven müssen Sie Schweigen auferlegen. Es darf Niemand auf der Welt etwas von dem erfahren, was heute Nacht hier vorgegangen."

Czerny sagte auch dies zu und die beiden Männer trennten sich, um ihre Zimmer zu suchen. Aber der Graf war zu erregt, um schlafen zu können. Nachdem er noch eine Viertelstunde in seinem Gemache auf und abgegangen war, hüllte er sich tiefer in seinen Schlafrock, sagte zu sich: „Ich muß noch einmal sehen, was Eugenie macht!" und verließ abermals sein Zimmer. Doch schlug er diesmal, um seine Gattin nicht zu stören, einen directen Weg nach den Gemächern der Comtesse ein! — — —

Als Doktor Czerny am anderen Morgen Beet-

hoven im Palais Lichnowsky aufsuchen wollte, traf er ihn schon auf der Straße. Der Meister war eben im Begriff auszugehen und bat daher den Arzt, ihn ein Stückchen zu begleiten und ihm im Weitergehen sein Anliegen mitzutheilen. Czerny willigte mit Freuden ein und legte nun Beethoven die Geschichte dieser Nacht und des Grafen Bitte vor. Aber wie erschrack der gute Doktor, als er am Ende seiner Rede — Beethoven hatte ihn mit keinem Worte unterbrochen — in das Angesicht des Letzteren sah. Es war bleich und starr wie Marmor; aber die Augen schossen Blicke wie Dolche.

„Also das ist der Lohn für alle meine Güte!" — rief er jetzt so laut, daß sich alle Leute auf der Straße umsahen und der Doktor in Verzweiflung nach einer kleineren Gasse einlenkte — „daß man mir die Thüre weißt? Hab' ich das vielleicht durch die Sorgfalt verdient, mit der ich der jungen Gräfin Unterricht ertheilte?"

„Aber, Herr van Beethoven!" — fiel hier Czerny flehend ein. — „So nehmen Sie doch Vernunft an. Ich schwöre Ihnen . . . !"

„Lassen Sie das, Herr!" — schrie der erzürnte Mästro weiter. — „Sie hätten überhaupt Ihre alberne Schwätzerei ganz sparen können. Halten Sie mich für einen Narren, daß ich an Ihren Unsinn glauben soll?"

„Aber Liebster, Bester . . . ."

„Der Teufel bin ich!“ — wetterte Beethoven fort — „aber nicht Ihr Liebster, Bester! . . . Keines Menschen Liebster, Bester will ich sein. Es sind alle undankbare Creaturen!“

„Sie täuschen sich . . . .“

„Ich täusche mich nicht! . . . .“

„Es ist ein Mißverständniß.“

„Es ist auch kein Mißverständniß!“ — rief Beethoven und seine Blicke drohten den Doktor zu vernichten. — „Ich verstehe Sie und den Herrn Grafen recht gut. Nachdem ich mit unendlicher Nachsicht und Ausdauer, ja mit Vorliebe, die Comtesse zu einer für ihr Alter ungewöhnlichen Stufe der Ausbildung gebracht habe, glaubt man meiner nicht mehr zu bedürfen, und wirft mir den Bettel vor die Thüre.“

„Aber, lieber Herr van Beethoven, — so lassen Sie mich doch einmal zu Wort kommen.“

„Herr!“ — rief hier Beethoven stehen bleibend und schon fingen die Gassenjungen sich um die beiden Männer zu gruppiren an. — „Herr! Sie haben der unnöthigen Worte genug gemacht. Sagen Sie dem Grafen, daß ich jetzt wüßte, woran ich wäre; ich verachte ihn und seine ganze Sippschaft. Wir werden uns nie wieder sehen!“

Und mit diesen Worten sich rasch umdrehend, gab er dem nächsten besten der Gassenjungen, die ihm den Weg versperrten, eine Ohrfeige, daß es schallte und

die anderen auseinander flogen, und schritt wie ein zürnender Löwe um die Ecke.

Doktor Czerny aber stand vor Schreck und Entsetzen wie angebannt.

Die Erscheinung.

Und doch war Ludwig van Beethoven ein edler Charakter und trug ein liebevolles Herz in seiner Brust.

Vierzehn Tage waren nach jenem Vorfalle vergangen, als der Meister, durch das herrliche Wetter des Spätsommers angelockt, einen weiteren Spaziergang unternommen. Er war selbst heute sehr heiter gestimmt, denn er hatte den Morgen Revision gehalten über alles, was er seit seinem Aufenthalte in Wien schon Tüchtiges geschaffen; und wahrlich, er konnte sich sagen: auf seine Jugendträume waren bereits Jugendthaten gefolgt.

Beethoven's Name war jetzt schon bekannt und berühmt, wie kaum ein anderer, und unter seinen Schöpfungen leuchteten gar viele als Meisterwerke hervor; so namentlich: die drei, Haydn dedicirten

Sonaten; jene drei berühmten Trios, deren wir schon früher gedachten; einige Quartette für Streichinstrumente; dann zwei Concerte für Piano-Forte; ein großes Septett; vierzehn herrliche Sonaten und der Entwurf zu einer Symphonie. Und wie viel hatte er zu seiner eigenen Ausbildung gethan; wie fühlte er sich an Geist, Wissen und Schöpferkraft gewachsen!

Sollte dies Bewußtsein den strebsamen, lebenskräftigen Mann nicht mit einer wohlthuenden Heiterkeit der Seele lohnen? Und wirklich war dies heute der Fall: Ludwig van Beethoven fühlte sich in seinem Inneren und in Gottes freier herrlicher Natur so recht glücklich. Wenn das alltägliche Leben oft auf seiner Seele wie ein drückender Alp lastete, so war ihm heute unendlich frei und leicht zu Muthe: der Gedanke an das, was er im Reiche seiner Kunst bereits gethan, und an jenes, was er noch in sich ruhen fühlte, richtete ihm Herz und Haupt hoch auf. Der Geist athmete die Bergluft seiner Heimath und schaute, ein zweiter Moses, von Horebs Höhen in das gelobte Land unsterblichen Ruhmes. Aber es sollte sich heute auch wieder eine Wahrheit an ihm bethätigen, die sich ihm schon tausendmal geltend gemacht hatte: daß nämlich die Musik eine höhere Sprache als die Wortsprache sei, und daher ihr Reich beginne, wenn uns in erhöhter Seelenstimmung der Ausdruck des Wortes zu schwach scheint, und wir verzweifeln die feineren

Nüancen der Empfindung noch durch Worte ausdrücken zu können.

Ludwig mußte vor Behagen singen und als das Singen verstummte, arbeitete sein Geist an einer neuen musikalischen Idee weiter, welche die heutigen Morgenstunden in ihm geboren hatten. Es war die Idee zu einem freudigen Marsche, durch das lustige Vorwärtsschreiten in Gottes freier Natur angeregt.

Er war weit von Wien hinweggekommen, als es in einem nahen Dorfe Mittag läutete; auch sein Magen erinnerte ihn nach dem langen Spaziergange an diese Zeit. Beethoven kehrte daher in einem freundlichen Bauernwirthshause ein, ließ sich den Tisch in den kleinen Garten vor dem Hause tragen, und that, als die saubere Wirthin das frugale Mahl auftrug, diesem alle Ehre an. Er war gerade mit dem Essen zu Ende, als sich ihm in demüthiger und gebeugter Haltung eine arme Frau nahte, an deren Seite ein trübe ausschauender, ärmlich gekleideter Mensch ging.

„Haben Euer Gnaden Erbarmen!" — sagte jetzt die Frau — „es ist mein einziger Sohn und er ist taub und stumm!"

Der Taubstumme, durch eine Handbewegung der Mutter aufmerksam gemacht, sah den Meister in diesem Augenblicke mit einer stieren Miene an, während sein trüber, nichts sagender Blick die furchtbare Oede ver=

rieth, die wie ein Leichentuch für die Zeit seines Lebens über seine Seele gebreitet war.

Ludwig van Beethoven schauerte unwillkürlich zusammen, und ein unerklärliches Entsetzen erfaßte ihn. Er dachte an das furchtbare Geschick, nichts hören zu können — ewig zu schweigen schien ihm weniger entsetzlich —; aber nichts hören — — keinen Ton der schmetternden Lerche, — keinen Laut des beflügelten Wortes, — kein frohes Lied, — keine Musik ..., der Gedanke war für ihn, den Musiker, den Mann der Töne, den Schöpfer so wunderbar herrlicher Melodien und Harmonien, ein zur Verzweiflung treibender.

„Entsetzlicher Fluch des Himmels!" -- dachte er und seine Hand fuhr nach einem Almosen in die Tasche. Aber plötzlich durchzuckte seine große edle Seele ein schöner Gedanke.

„Kannst du aus den Gaben, mit welchen dich Gott gesegnet, diesem Unglücklichen nicht ein größeres Stückchen Sonnenschein in das arme öde Leben werfen?" — sagte er zu sich, und als es „Ja! ja!" in seinem Innern aufjauchzte, stand ein so schöner, als origineller Entschluß in seiner Seele fest.

Mutter und Sohn mußten sich auf einer etwas entlegenen Bank niedersetzen, wohin ihnen Beethoven zu essen und zu trinken schickte. Dann ließ er seinen Tisch abräumen, zog ein kleines wohlver-

schlossenes Tintenfaß, das er immer bei sich trug, aus der einen, ein Stück Notenpapier aus der anderen Tasche und nahm gleichfalls Platz.

„Jetzt kommt, ihr Ideen, die der heutige herrliche Morgen geboren!“ — rief er dann — „ihr sollt mir aufmarschieren zu einem freudigen Opfer der Liebe und Menschlichkeit!“

Und er fing zu componiren an. Es waren gewaltige Kratzfüße, die da auf das Notenpapier kamen, oft auch nur Striche, Haken oder Zahlen; aber die Kratzfüße, die Striche, die Haken und die Zahlen klangen und tönten und schmetterten in den Ohren des Meisters und bald . . . . . stand ein prächtiger Marsch auf dem Papiere. Beethoven las ihn durch; er änderte hier, er verbesserte dort noch etwas, . . . dann rief er endlich strahlenden Gesichts: „So, nun wird's recht sein!“ — Und dies sagend schrieb er mit riesigen, für andere Menschen kaum lesbaren Buchstaben darunter: „Ludwig van Beethoven, und unter seinen Namen:

„An das Adjutanterl Haslinger in der Steiner'schen Musikalienhandlung in Wien*). Gegen Ab-

---

*) Tobias Haslinger — Beethoven sehr befreundet und von diesem nur sein Adjutanterl genannt — war Mitbesitzer der großen Steiner'schen Musikalienhandlung in Wien, welche um jene Zeit den Verlag fast aller Beethoven'schen Werke besorgte.

lieferung dieses Marsches sind dem Ueberbringer unwiderleglich sechs Ducaten zu zahlen."

L. v. B.

Als dies geschehen, schöpfte er von dem Boden eine Hand voll Sand, warf sie über das Geschriebene, schnellte den Sand mit einem Klaps der Finger wieder ab und winkte der Frau mit dem Taubstummen.

„Hier!" — sagte er dann, dem Letzteren das Papier reichend, zu der Frau. — „Seid Ihr in Wien bekannt?"

„Ja, Euer Gnaden!"

„Wißt Ihr die Steiner'sche Musikalienhandlung?"

„Nein, Euer Gnaden."

„Könnt Ihr denn den Namen behalten?"

„Ja, Euer Gnaden."

„Nun so geht in die Stadt und fragt Euch nach der Steiner'schen Musikalienhandlung zurecht, und habt Ihr sie gefunden, so gebt das Papier ab. Ihr werdet dann sechs Ducaten bekommen, die sind für Euren Sohn."

„Was? — wie? — wieviel?" — frug die Frau halb bestürzt, halb mißtrauisch.

„Sechs Ducaten!" — sagte Beethoven lächelnd.

Der Frau aber schien die Sache doch etwas gar unglaublich. Sie blickte daher erst auf das Notenblatt mit den Kratzfüßen, Punkten, Strichen und

Haken und dann auf den Mann selbst, der es ihr gegeben.

„Nun?“ — frug Beethoven.

Aber die Alte hielt das Blatt noch immer ungläubig vor sich hin und sagte:

„Sechs Ducaten für das Ding da?“

„Ja!“ — rief Beethoven mit einem gewissen freudigen Stolze. — „Und nun macht, daß Ihr fort kommt, und holt Euch das Geld.“

„Und haben uns Euer Gnaden auch nicht zum Besten?“

„Nein, gute Frau!“ — rief Beethoven in mildem Ernste. — „Mit dem Unglück scherzen, das könnte nur ein Schurke! Geht und holt Euch das Geld!“

Aber welche stille Freude kehrte nun in sein Herz ein, als sich die Beiden entfernt hatten. Freilich mochte bei der Frau die Ueberzeugung noch nicht so ganz fest stehen: daß sich das ebenerhaltene große Versprechen erfüllen werde; Ludwig aber wußte, daß dies geschehe, und dachte sich nun das Staunen und Entzücken der Unglücklichen, deren trübes, schmerz- und sorgenvolles Dasein dadurch auf lange Zeit mit dem Schimmer eines nie geahnten Glückes übergossen wurde. O! er war selig! Wohlthun wird ja ewig die höchste und reinste Freude eines liebevollen Menschenherzens bleiben, und daß Ludwig ein solches besitze, das hatte er gewiß hier schlagend bewiesen.

Weiterschreitend auf seiner Pilgerfahrt durch Gottes herrliche Natur, empfand er jetzt deutlicher denn je, wie das Gefühl, in das Herz eines unserer leidenden Mitmenschen auch nur einen einzigen Tropfen erquickenden Freudenweines gegossen zu haben, allen Stolz und alle Freudigkeit des kalten Selbstvergnügens im eigenen Glücke tausendfach aufwiegt. Ja! ja! rief ihm sein Inneres zu: sei noch so überfüllt mit Genüssen der Eigenfreude; wenn diese, in dich selber zurückgedrängt, sich nicht mit Anderen theilen darf, wird sie in ihrem eigenen Uebermaße ersticken.

Die Freuden des Wohlthuns sind ein flüchtiger Liebesblick, den ein Herz dem anderen zuwirft, das ihm in den Wirbeln des Lebens begegnet und mit Sturmwindeile vorüberstreift; es hilft ein Gefangener dem anderen die Eisenfesseln tragen, weil die seinen ihm nicht völlig so schwer sind, wie dem Bruder; es will ein Wiederhall dem anderen antworten und ein Wiederschein den anderen beleuchten, da doch beide nur Wiederhall und Wiederschein sind von dem unbekannten ewigen göttlichen Urton und Urlicht. Bedenkt das alle wohl, ihr Gesegneten, denen das Schicksal den Zauberstab in die Hand gab, durch dessen Berührung sich die Menschenherzen der Freude öffnen! —

Ein herrlicher Nachmittag und Abend folgte dem schönen Morgen. Beethoven dachte dabei an seine angefangene Symphonie und gar manchmal blieb er

stehen, zog einen Streifen Notenpapier aus der Tasche und notirte irgend einen schönen musikalischen Gedanken mit Bleistift auf demselben.

Nur eines war dabei schlimm! Je mehr sich der Sohn der Musen in die elisëischen Felder seiner Kunst verlor, desto mehr schwand ihm das Bewußtsein seiner körperlichen Existenz und dinglichen Umgebung. Er ward dadurch bald der Welt so ganz enthoben, daß er in Gottes Namen immer weiter ging, ohne auch nur ein einzigesmal daran zu denken, wohin ihn der Weg führe oder welche Zeit es sei. Immer hielt er wieder an und machte Notizen; ja endlich setzte er sich auf einen großen Stein und kam so in das Schreiben, daß es völlig Nacht wurde; aber auch dies bemerkte der jetzt Hochbegeisterte nicht, da der früh aufgegangene Mond ihm Licht zu seiner Arbeit gab.

Endlich! endlich! war die Arbeit vollendet. Beethoven sprang mit einem Jubelrufe auf — — aber er wollte seinen Sinnen nicht trauen, als er jetzt bemerkte, daß es Nacht sei und er sich an dem Rande eines Waldes befinde.

Es gehörte denn auch in der That einige Zeit dazu, bis er sich so weit besann, um zu wissen, wie er hierhergekommen. Aber da war nun guter Rath theuer: wo befand er sich? in welcher Gegend lag Wien? So weit er beim Mondschein blicken konnte sah er auf der einen Seite nur Hügel und Wald, auf der anderen

Fruchtfelder. Kein Hof, kein Dorf, am wenigsten auch nur eine Spur der Stadt; und nun wollte es gar sein böses Geschick, daß sich auch noch Wolken vor dem Monde in dichten Massen anhäuften, womit der letzte Hoffnungsstrahl erlosch.

Was war zu machen? die Nacht war ziemlich milde und irgend zu einer bewohnten Stätte mußte der Weg, auf dem er sich befand, doch einmal führen, mochte er ihn nun vor oder rückwärts gehen. Rasch entschlossen, drehte er sich also um, und schritt wacker darauf los, obgleich er herzlich müde war. Aber es wollte weder ein Hof noch ein Dorf kommen; auch keine menschliche Seele ließ sich blicken, nicht einmal ein Lichtchen schimmerte tröstlich durch die Dunkelheit.

So verging Stunde auf Stunde; Beethoven brach fast vor Müdigkeit zusammen und dachte schon allen Ernstes daran, heute auf freiem Felde übernachten zu müssen, als sich die Wolken etwas theilten und in nicht allzugroßer Entfernung ein hübsches Landhaus in dem Scheine des Mondes sichtbar ward.

„Gott sei Dank!" — rief Beethoven bei diesem Anblicke. — „Möglicherweise findet sich hier doch ein Unterkommen."

Aber je näher er dem Hause kam, destomehr schwanden seine Hoffnungen, denn aus keinem einzigen Fenster stahl sich ein Lichtstrahl und außerdem umschloß

auch noch eine Mauer den, das palastähnliche Haus umgebenden Garten.

Aber: „Noth bricht Eisen!" — Ludwig's Situation war in diesem Augenblicke so außerordentlich unangenehm, daß er fest entschlossen war, Alles zu versuchen. Schlimmsten Falles boten die Veranda des Hauses oder irgend ein Tempel oder Hüttchen des Gartens immer noch eine bessere Stelle zum Uebernachten, als das offene Feld. Sein erstes war also, um die Gartenmauer herumzugehen, um einen natürlichen oder vielleicht auch einen außergewöhnlichen Eingang zu finden. Glücklicherweise hatte er nicht lange zu suchen; ein großer Haufe von Schutt und Steinen, dicht an der Mauer, ließ diese leicht erklimmen, während das Obstspalier der anderen Seite das Herabsteigen erleichterte. In wenigen Minuten befand sich Ludwig in dem Innern des Gartens.

Rasch ging er jetzt auf das Haus zu: es war verschlossen. Auch von einer Klingel war keine Spur, und sollte er anpochen und Lärm machen? Wie, wenn man dies — für den Fall, daß es doch Bewohner beherbergte — übel deuten, ihn am Ende gar für einen Dieb nehmen würde.

„Nein!" — sagte hier Ludwig; aber in demselben Momente fiel sein Blick auf ein gegenüberliegendes Gartenhäuschen, das — aus Moos und Stroh

gebildet — eine Art Eremitage vorstellte. Ein besseres Nachtquartier konnte er sich in seiner Lage gar nicht wünschen. Rasch eilte er daher auf dasselbe zu und fand zu seiner nicht geringen Freude eine prächtige Moosbank; was ihn aber noch mehr entzückte, war eine bunte Decke, die über den runden steinernen Tisch gebreitet war, und die sein erfinderischer Geist sofort zu einer vortrefflichen Hülle für die Nacht bestimmte, wenn diese kühler werden sollte. Er wickelte sich also in dieselbe, legte sich auf die Bank und machte Anstalten zum Einschlafen. Es schlug gerade auf der großen, über dem Portal des Hauses angebrachten Uhr Mitternacht.

Ludwig zählte erstaunt die Schläge; dann schloß er die Augen und der Schlaf senkte sich bald auf den Müden herab.

Aber es war kein erquickender Schlaf: Beethoven hatte sich übermüdet und die Moosbank war eben doch kein Bett. Halb wach, halb träumend wand er sich bald hier bald dorthin, . . . als plötzlich Töne sein Ohr trafen.

Ueberrascht lauschte Beethoven — — — überrascht fuhr er empor: es war ein von ihm componirtes Lied, gesungen von einer ihm wohlbekannten Stimme.

Ludwig fuhr sich mit beiden Händen an die Stirne, als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume;

dann rieb er sich die Augen .... aber er wachte, — er wachte wirklich, — er hörte aus der Ferne sein Lied singen und zwar kamen die Töne aus dem, ihm gegenüberliegenden Landhaus.

Aber wie? — sah er recht? — jetzt öffnete sich langsam die auf den Balcon führende Thüre und ... einer geisterhaften Erscheinung gleich, trat eine Gestalt still und feierlich heraus. Sie schwebte mehr als sie ging; ein weißes Gewand umhüllte ihre zarten Glieder, lichte Locken aber umflossen das bleiche liebliche Gesicht, das sich, halb erhoben, dem Monde zu kehrte, der voll und strahlend an dem jetzt wolkenlosen Himmel stand.

Beethoven erkannte sie sogleich: es war Comtesse Eugenie. Doktor Czerny hatte also doch recht gehabt, und er ... ein schreiendes Unrecht an ihm und der gräflichen Familie begangen. Aber nur wie ein Blitz durchzuckte ihn dieser Gedanke; denn jetzt hub die Gestalt wieder zu singen an. Aber ... o Gott! ... welche seelenvolle Töne, ... wie entquollen sie der Tiefe eines wunderbar erregten Gemüthes, ... wie eigenthümlich geisterartig griffen sie an des Meisters Herz, — doppelt mächtig, da er ja noch gar nicht lange das Gedicht selbst für seine liebe, begeisterte Schülerin componirt hatte. Und horch! — horch! — wie sang sie es so ganz dem Meister aus der Seele, als ob sie Eines sei mit ihm in Gedanken und Ge=

fühl! O! hier mußte doch wohl ein innerer geheimnißvoller Rapport stattfinden, — ein eigenthümlich Ineinanderschlagen der Wogen zweier Seelenleben:

Leise rauscht es durch die Bäume,
Liebe zitternd steht der Hain,
Und in still beglückte Träume
Wiegt mich das Geflüster ein.

Unter tiefen Seelenschmerzen
Sucht' ich Frieden, sucht' ich Ruh,
Und hier weht dem kranken Herzen
Spielend die Natur sie zu.

Beethoven sprang vor Entzücken und Begeisterung auf. Sein „Ich" war in diesen Tönen lebendig geworden; und doch durchzog ihn ein seltsames Weh. Unwillkürlich fühlte er an sein Herz und an seine Stirne; denn es kam ihm in diesem Momente plötzlich vor, als habe ihm ein böser Zauber sein eigenes, tiefinnerstes Wesen geraubt und entfremdet. Aber sein leidenschaftliches stürmisches Wesen riß ihn fort; in wenigen Minuten stand er unter dem Balcon und rief, die Hände auf die Brust gedrückt: „Eugenie!"

In diesem Momente durchzuckte es die bleiche zarte Gestalt, — die Töne verstummten, — sie stand schweigend und regungslos, das kindliche Antlitz mit geschlossenen Augen dem Monde zukehrend.

Aber schon hatte auch Beethoven sein unüberlegter — nur der meisterhaften Ausführung seiner Composition geltender — Ausruf gereut. Eben wollte er sich wieder leise zurückziehen, da schlug ein flüsterndes, fast tonloses „Meister!" an sein Ohr. Er schaute auf .... ja, sie war es, die gesprochen .... aber sie verharrte noch immer bewegungslos und mit geschlossenen Augen in derselben Stellung wie bisher.

Beethoven war wie an den Boden gewachsen.

„Meister!" — flüsterte das Mädchen abermals — „warum kommst Du erst heute? Es war eisig kalt um mich bis daher; aber jetzt ist mir wohl .... so wohl .... so selig! denn Du bist da, ... Du ... mein großer herrlicher Lehrer, mein angebeteter Meister! — Ach!" — fuhr sie nach einer kleinen Pause fort — „ich weiß es: sie haben Dir nicht gesagt, wo ich sei; und doch war ich immer bei Dir, wenn sie mir auch verboten haben, Deine Schöpfungen zu spielen und Deine Lieder zu singen. Aber ich kann nicht anders, ... ich muß es doch thun .... ich athme nur, ich lebe nur in Dir!"

Sie schwieg. Beethoven überkam unwillkürlich ein Schauer. Er hatte über die Streitigkeiten, die damals die medicinische und ästhetisch gebildete Welt — von Mesmer angeregt — entzweiten, immer gelacht, und über thierischen Magnetismus und Somnambulis-

mus als über die tollsten Schwindeleien gespottet. Jetzt stand doch ein Stück solcher Lebenserfahrung vor ihm und er konnte nicht leugnen: es packte ihn; — es war, als ob eine Stimme aus dem Grabe zu ihm spräche.

„Fürchte Dich nicht!“ — sagte das Mädchen weiter, und trotz der Tonlosigkeit, mit der es sprach, lag etwas kindlich Wehmüthiges in der Stimme. — „Ich bleibe nicht lange bei Dir; aber komme Du wieder, damit ich Friede finde! . . . . und wenn ich im Schatten verschwunden bin“ — — fuhr sie fort — — „dann sei vorsichtig . . . . Ich sehe zwei Schlangen an Deinem Herzen, die Du liebkosest und hegst und pflegst . . . und . . . . die Dich mitten in's Herz stechen.“

Sie schwieg und ein Schauer überrieselte sie sichtbar.

„Armer Meister!“ — sagte sie dann — „ein schwarzer, schwerer Schleier sinkt auf Dich . . . . deckt Dich! . . . ach! . . . . ich kann ihn nicht heben! . . . . Niemand kann ihn heben!“

„Aber wie?“ — flüsterte es oben weiter — „tröste Dich! . . . . Du leuchtest durch ihn hindurch. — Ha! . . . . welche Pracht . . . . Du steigst auf, wie eine Sonne, ... groß, majestätisch . . . . und die Welt liegt zu Deinen Füßen! — — — — — Wie wohl mir ist . . . . ich bin unendlich glücklich!“

In diesem Augenblicke trat der Mond wieder hinter

Wolkenmassen. — — „Leb' wohl!“ — flüsterte es noch einmal … und langsam, wie sie gekommen, verschwand die Gestalt.

Beethoven starrte ihr unbeweglich nach: es schlug ein Uhr.

Werft die Perlen nicht vor die Schweine.

Die Folgen dieser Nacht waren für Beethoven in physischer Beziehung sehr unangenehm. Er hatte sich in ihr eine Erkältung und durch diese einen gar nicht unbedeutenden Kolikanfall zugezogen, der ihn durch die heftigsten Schmerzen peinigte und ihm lange nachging. Moralisch waren sie sehr verschiedener Natur. Vor allen Dingen sagte ihm sein Rechtlichkeitsgefühl, daß er Doktor Czerny und namentlich auch den edlen Grafen Browne und seine vortreffliche Gattin, schmählig, ja ganz unverantwortlich durch sein mißtrauisches und heftiges Wesen gekränkt und beleidigt habe. Aber in Ludwig van Beethoven's Charakter lag neben einer ungemeinen Empfindlichkeit und Gereiztheit, neben Mißtrauen und einem höchst leidenschaftlichen Wesen, doch auch wieder — wenn er ruhig geworden und seinen Fehler eingesehen hatte — das

Schöne, daß er sich nicht schämte, diesen Fehler anzuerkennen und dem oder den Beleidigten Versöhnlichkeit entgegenzubringen. Er bat dann — gewiß ein vollgültiger Beweis für ein gutes, edles Herz — fast jedesmal weit mehr ab, als er gefehlt*).

So ging es denn auch jetzt: zwei Briefe, einer an den Arzt und einer an den Grafen gerichtet, baten diese um Vergebung, da er zur Einsicht seines Unrechtes gekommen sei. Auf welche Weise, blieb dabei sein Geheimniß; aber er bat so offen und ehrlich um Verzeihung, beschuldigte und verklagte sich selbst so schwer und reichte die Hand wieder so versöhnlich dar, daß man sie um so eher annehmen mußte, als man seine schwachen Seiten bereits genügend kannte und seine guten im vollsten Maße zu schätzen wußte.

Die Sache war also abgemacht, und sobald dies geschehen, war sie auch, wie bei allen ähnlichen Fällen aus Beethoven's Kopf. Es kam ihm dann kein Gedanke mehr an das Vergangene.

Nicht so schnell sollten die übrigen moralischen Eindrücke und Folgen jener abenteuerlichen Nacht verwischt werden. Was er erfahren, fesselte ihn mit väterlicher Zuneigung an Comtesse Eugenie und doch hatte sie von jener Nacht an etwas Unheimliches

*) Wegeler und Ries: S. 32. 133.

für ihn; ihre räthselhaften prophetischen Fernblicke aber lasteten centnerschwer auf seiner Seele und erhoben ihn doch auf der anderen Seite wieder gewaltig.

Es war jetzt wirklich zwischen Beethoven und dem aufkeimenden Kinde ein Seelenrapport entstanden, dessen Basis freilich bei ihm lediglich die Theilnahme für ein Wesen war, das sich schon so früh, so herrlich und mit solch' ungewöhnlicher Hingebung der Kunst erschloß. Nicht unbedeutend wirkte hierbei allerdings auch eine kleine Eitelkeit mit, da Comtesse Eugenie unter Musik seltsamer Weise nur „Beethoven'sche Musik" verstand und von keiner anderen etwas wissen wollte. Aber darin lag bei Eugenie auch gerade das Krankhafte; hier verirrte sich die Begeisterung für die Sache in eine unbewußte Begeisterung für den Träger derselben. Aus dieser Vermischung aber entstanden, bei ihrem, durch die geistige und körperliche Entwicklung erhöhten, Nervenleben jene Zustände, die allerdings in ihren Consequenzen gefährlich werden konnten.

Darum hatte ja Doktor Czerny Mutter und Tochter nach dem Lande geschickt; darum hatte der besorgte Vater zu diesem Aufenthalte nicht das eigene Gut gewählt, sondern ein eben freistehendes Landhaus eines Freundes dazu erkoren. Eugenie sollte von der Musik und ihrem Musiklehrer auf einige Zeit ent=

fernt werden, und Beethoven keine Gelegenheit finden, — wenn auch ihm selbst ganz unbewußt — der aufkeimenden Doppelneigung Nahrung zu geben.

Wer konnte nun dafür, daß es die Gräfin auf dem Lande nicht auszuhalten vermochte und daher öfter auf einzelne Tage und Nächte zur Stadt zurückkehrte? Wer konnte dafür, daß Babette, bald an die erst so schreckhaften nächtlichen Vorfälle gewöhnt wurde und nun im Nebenzimmer meist so fest schlief, daß sie nichts mehr von denselben hörte? — Wer konnte dafür, daß in jener mondhellen, also auf die Leidende einflußreichen, Nacht Ludwig durch eine seltsame Verkettung der Umstände, der holden Schläferin so nahe geführt wurde?

Und doch schien es fast wieder, als solle für Beide — den gewaltigen riesenstarken Geist und das erst zum Leben heranreifende Kind — dies ätherische Verhältniß nur wie ein kurzer wunderbarer Traum vorüberschweben. Eugenie hatte ein ähnliches Schicksal wie Beethoven getroffen. Eine bedeutende Erkältung warf auch sie nieder; aber während der lebenskräftige Mann sich bald wieder erholte, hielt eine schwere, lebensgefährliche Krankheit das zarte Mädchen jetzt schon seit Wochen auf dem Krankenlager gefesselt.

Diese Nachricht gab dem Wiedererscheinen Beethoven's im Palais des Grafen Browne eine sehr trübe Färbung. Freilich ahnte hier Niemand, woher

die Krankheit komme; aber Ludwig konnte es sich nur zu gut denken und machte sich jetzt — in übertriebener Gewissenhaftigkeit — Vorwürfe darüber. Er glaubte sich mit seiner Musik und seinem Unterricht an Allem Schuld und verfiel dadurch thatsächlich in Trübsinn und Schwermuth.

Aber wie kehrten sich da auch die scharfen Ecken und Kanten seines schroffen Wesens wieder heraus. Freilich gaben ihm die Albernheiten und Schwächen der Menschen oft genug Veranlassung dazu; — das geistig verkrüppelte Wesen jener kleinen und kleinlichen Menschen, die ihm von seinem hohen geistigen und künstlerischen Standpunkte herab gesehen, wie armselige Würmchen vorkommen mußten.

Auch heute sollte die Welt eine Probe davon erleben.

Beethoven hatte einem tüchtigen jungen Musiker, der auch sein Schüler war, ein Engagement als Klavierspieler bei dem Grafen Browne verschafft, da er selbst, aus naheliegenden Gründen und im Einverständnisse mit Eugenien's Vater und dem Arzte, hier nur noch selten spielte.

Da Graf Browne ein offenes Haus hielt und sich daher fast jeden Abend eine kleinere oder größere Gesellschaft in den Sälen des Hotels befand, so mußte der junge Klavierspieler häufig Beethoven'sche Sachen vortragen, was er theils von Noten, theils aus dem

Kopfe that. Auch heute war dies der Fall; aber des Auswendigspielens müde, spielte er endlich auch, ohne irgend eine andere Absicht, einen Marsch nach eigener Erfindung und wie er ihm gerade in den Kopf kam.

Natürlich glaubten die Anwesenden Beethoven-Verehrer, auch dieser Marsch sei von ihrem Abgotte; — ja die alte Gräfin von Pallhorst, die Beethoven mit ihrem Enthusiasmus bald umbrachte, gerieth über diese vermeintliche neue Composition ihres großen Lieblings so sehr in Begeisterung, daß sie der muthwillige Künstler auch bei ihrem Glauben ließ.

Aber welch' ein Entsetzen für diesen, als Beethoven in demselben Momente eintrat und nun die Gräfin auf den Meister zueilte und ihm mit schwärmerischem Entzücken von dem äußerst genialen, herrlichen Marsche sprach, den er wieder hervorgezaubert, — einem Meisterwerke, wie es eben nur ein Beethoven schaffen könne!

Der Mästro, den in seinem Trübsinne jetzt alles doppelt reizte, sah hier bald die Gräfin, bald seinen Schüler mit grimmigen Blicken an, bis Letzterer, zitternd vor Angst, ihm zuflüsterte: er habe sich, da Beethoven die Gräfin nicht leiden möge, in sofern einen Spaß mit ihrer Albernheit erlaubt, als er sie bei ihrer Meinung, der Marsch sei von Beethoven, gelassen.

Zu des jungen Mannes Glück nahm der Mästro

— aus Ingrimm über die Gräfin — die Sache ruhig auf; aber er wollte nun den Marsch auch hören, der jedoch zum zweitenmale und unter dem Einflusse der peinlichsten Verlegenheit, viel schlechter gerieth. Trotzdem überschüttete man Beethoven mit Lob und kannte in seinem Entzücken und seiner Bewunderung keine Grenzen.

Da brach der Sturm in dem Meister mit einemmale los und unter einem convulsivischen, ingrimmig-höhnischen Lachen rief er:

„So sind sie nun, diese Menschen! das sind die großen Kenner, welche jede Musik so richtig und so scharf beurtheilen wollen. Man gebe ihnen nur den Namen ihres Lieblinges; mehr brauchen sie nicht!" *)

Eine allgemeine Stille trat ein; die alte Gräfin Pallhorst war unter ihrer Schminke erblaßt und begab sich jetzt mit zornigen Blicken zu ihrem Sohne in das anstoßende Zimmer.

Unterdessen kam aber glücklicher Weise auch der alte Papa heran, klopfte Beethoven lächelnd auf die Achseln und sagte: — „Alles wahr; aber wieder sehr grob."

Beethoven war indessen diesmal selbst für van Swieten wenig zugänglich, und der kluge Alte mußte diplomatisch zu Werke gehen, um den gereizten

---

*) Beethoven's eigene Worte.

Löwen nur wieder zu besänftigen. Dies verstand indessen auch Niemand besser, als gerade der alte Papa. Er brachte das Gespräch auf richtige Kunsturtheile, von diesen auf die Kunst selbst, von der Kunst auf die älteren italienischen Musiker, und zettelte hier so geschickt einen kleinen Streit mit Beethoven über Palestrina's Missa Papae Marcelli an, daß sich dieser, um zu beweisen, wie Recht er in seinen Behauptungen habe, unaufgefordert an das Instrument setzte und eine Stelle aus jener Tonschöpfung vortrug.

Nun hatte Swieten gewonnenes Spiel. Er führte auch hier Beethoven von dem Einen zu dem Anderen; bis er ihn auf den wirklich von ihm componirten Märschen hatte.

Alle Umstehenden baten jetzt — gleichsam als Act der Versöhnung — Beethoven möge doch einige derselben vortragen. Er ließ es sich, wenn auch finster knurrend, gefallen, rief den jungen Klavierspieler heran und das vierhändige Spiel begann.

Aber der junge Graf Pallhorst und seine Mutter hatten die Beleidigung von vorhin nicht vergessen.

Während die beiden Maëstro's spielten, sprach der junge Graf in der Thüre des Nebenzimmers so laut mit der alten Gräfin, daß Beethoven, da mehrere Versuche, Stille herbeizuführen, erfolglos blieben, seinem Gefährten plötzlich mitten im Spiele die Hand von dem Klaviere wegzog, und — selbst aufspringend — laut rief:

„Für solche Schweine spiele ich nicht!“ *)

Aber diesmal war der Effect ein anderer als vorhin: ein lautes Gelächter brach aus.

Der „alte Papa“ hatte in seiner Geistesgegenwart die Situation rasch überschaut und zur Rettung des Freundes, der Convenienz und der allgemeinen Stimmung zuerst das Gelächter angestimmt; so war der Sache — die sehr ernst und unangenehm hätte werden können — eine möglichst komische Wendung gegeben.

Nur die alte Gräfin Pallhorst und ihr Sohn verließen sofort das Palais, nachdem Beide dem Meister noch unheilschwere, vernichtende Blicke zugeworfen hatten.

Dagegen blieben alle Versuche, Beethoven wieder an das Klavier zu bringen, jetzt vergeblich. Wild und zornig blickte er um sich, und es war nur gut, daß sich der Graf und die Gräfin Browne nicht hier in dem Musikzimmer, sondern gerade in dem größeren Saale befanden. Selbst van Swieten bestrebte sich umsonst den Erzürnten zu besänftigen.

„Lassen Sie mich, Papa!“ — sagte er finster. — „Sie wissen nicht was in mir vorgeht. Ich lasse die Majestät der Kunst nicht beleidigen, am wenigsten von Hohlköpfen!“

---

*) Historisch: Beethoven's eigene Worte.

Und er ging mit großen Schritten nach einem der Seitengemächer. Aber auch hier fand Beethoven keine Ruhe. Als er sich in einer dunklen Ecke niedergesetzt, kamen ihm die Gedanken an seinen kranken Liebling, der jetzt — da man ihn zur Stadt zurückgebracht hatte — mit ihm unter einem Dache weilte und den er doch nicht sehen konnte. Die arme Eugenie, sie litt ja für ihn und durch ihn!

Ueber eine Stunde saß Beethoven so da, fern von der Gesellschaft und in sich gekehrt. Plötzlich sprang er auf, verließ heimlich die Gesellschaftszimmer und schlich sich nach den ihm wohlbekannten Gemächern der Comtesse. Hatte er hier doch so manche Unterrichtsstunde ertheilt.

Babette, die er in dem Vorzimmer traf, erschrack bei seinem Eintritte nicht wenig und wollte ihn anfänglich nicht in das Krankenzimmer einlassen. Aber welchen Entschluß eines Kammermädchens macht ein Ducat nicht schwankend? Wenige Minuten später stand Beethoven vor Eugenien.

Da lag sie in ihrem weichen kostbaren Bette mit geschlossenen Augen; aber nicht bleich war jetzt ihr liebliches Antlitz, wie in jener verhängnißvollen Nacht, sondern hoch geröthet von einer bösen Fiebergluth. Auch jetzt hatte der Schlaf sie umfangen; aber nicht jener starre und doch gleichzeitig mit der Welt in Beziehung bleibende seltsame Schlaf, sondern ein

unruhiger, von wilden, wirren Träumen durch-
flochtener.

Beethoven — dem starken, dem gewaltigen, die
Welt sammt allen ihren Convenienzen unter die Füße
tretenden Manne — stahlen sich Thränen in die Au-
gen. Leise rückte er einen Stuhl heran, setzte sich an
dem Bette des lieben Kindes nieder, erfaßte eine seiner
glühenden Hände und hielt sie schweigend in den sei-
nen. So saß Beethoven wohl an zwei Stunden.

Bei der ersten Berührung hatte es Eugenie leise
durchzuckt, von da an gingen ihre phantastischen Träume
weiter, aber sie legten sich augenscheinlich mehr und
mehr, ja das Fieber ließ wirklich nach, ... und endlich
trat ein ruhiger Schlaf an seine Stelle. Sie lächelte
sanft und glücklich wie ein Engel.

Da erhob sich der Meister, beugte sich über die
Schlummernde, drückte ihr einen leisen, väterlichen
Kuß auf die Stirne und verließ unbemerkt Zimmer
und Haus.

Vier Kunstseelen.

Aber die Besserung in Eugeniens Zustande war nur eine sehr vorübergehende. Das Fieber zwar war geschwunden und auch die nächtlichen Zufälle stellten sich — außer einem leisen, kaum vernehmbaren Singen Beethoven'scher Lieder — nicht mehr ein; dagegen ward das holde Kind auffallend schmäler und blässer, so daß die ganze Erscheinung bald etwas fast Durchsichtiges erhielt.

Wenn Eugenie so da lag in ihrem duftig-weißen Nachtgewande, um das zart geschnittene liebliche Gesichtchen mit der feinen zarten Haut, durch welche die kleinsten Aederchen bläulich durchschimmerten, — die blonden naturkrausen Löckchen; — eine unaussprechliche Milde und Güte in den Zügen, die blauen träumerischen Augen in die Ferne gerichtet, das kleine müde Haupt auf die mit breiten Spitzen besetzten Kissen gelegt, umhüllt von den bis zu der Decke des Zim-

mers hinaufreichenden durchsichtigen Bettvorhängen, mochte es einem poetischgestimmten Auge wohl bedünken, Titania — die zarte, luftige, duftige Gattin Oberon's — habe sich hier zwischen Lilien und Maiglöckchen gebettet.

Aber Eugenien's Existenz war auch in der That beinahe eine geisterhafte; denn was sie an Speise und Trank genoß, war fast gleichbedeutend mit Nichts; der Schlaf wich mehr und mehr einem fortwährend träumerischen Zustande und das Sprechen schien sie ganz verlernt zu haben. Auch keine Klagen kamen mehr über ihre Lippen, nur deutete sie öfter in räthselhaften Worten an, daß sie etwas wie eine ferne, schwarze Wolke sehe. Dann ward es ihr angst und beklommen, und sie streckte die Arme von sich, als wolle sie es verhindern, daß diese Wolke sich mit tödtlicher Wucht über sie lagere.

Was aber am auffallendsten erschien, war ihr häufiges Verlangen nach ihrem bisherigen Musiklehrer; und da Doktor Czerny bald gewahrte, daß jetzt — im Gegensatze zu früher — des Meisters Anwesenheit beruhigend auf die Nerven der Leidenden einwirke, so bat der gebeugte Vater selbst den Hausfreund um häufige Besuche.

Beethoven gehorchte gern; denn wenn ihn auch jeder dieser Besuche schmerzlich bewegte, so lag doch auch wieder etwas ganz eigenthümlich Erhebendes,

Beruhigendes .... trotz allem Peinlichen seltsam Wonniges in diesem Zusammensein mit dem merkwürdigen Kinde.

Auch heute trat Beethoven zu der bestimmten Stunde in das Krankenzimmer. Die herabgelassenen grünseidenen Vorhänge ließen das Licht des Tages nur schwach eindringen, so daß kaum ein matter Dämmerschein in dem stillen Raume herrschte. Selbst die Tritte des Herannahenden verhallten durch den weichen kostbaren Teppich, der den Boden des Gemaches deckte, das die liebende Fürsorge der Eltern in einen wahren Tempel des feinsten Geschmackes umgeschaffen hatte.

Wenn man aber auch nicht das leise Auftreten des sonst eben nicht gar ätherischen Mästro's hörte (hier war er merkwürdigerweise die Aufmerksamkeit selbst); wenn Babette auch nur stumm grüßte: Comtesse Eugenie, die mit geschlossenen Augen dagelegen hatte, wußte sogleich wer eingetreten war. Schon ehe sich die Augenlieder langsam hoben, flog ein Lächeln über ihre Züge, während sie dem Herantretenden die kleine weiße durchsichtige Hand freundlich hinhielt. Beethoven erfaßte sie und drückte sie leise; dann setzte er sich nieder und hielt sie schweigend in seiner Hand.

Kein Wort kam dabei über Beider Lippen. Beethoven schaute auf Eugenien wie ein liebevoller Vater auf sein geliebtes krankes Kind; die Comtesse

aber blickte den großen, berühmten Meister, der jetzt an ihrem Bette saß und ihre Hand hielt, mit strahlendem Stolze, mit wonnigem Entzücken an.

Und doch war die stumme Unterredung zwischen den beiden merkwürdigen Wesen eine lebhafte. Sie dachten beide an die Kunst. Eugenie, indem sie dieselbe in dem großen Meister bewunderte und — als in Beethoven verkörpert — nahe wußte: jener, indem er mit Schmerz ein Wesen hinwelken sah, das wahrhaft in der Kunst auf- und in seiner übergroßen Begeisterung für sie unterging.

So saß Beethoven — der draußen in der Welt so rauhe, rücksichtslose Mann, der titanenartig den Himmel zu stürmen drohte — gar häufig mit gewinnender Milde an dem Bette des Kindes. War dies ein halbes Stündchen geschehen, dann ging er wohl zu dem noch immer im Nebenzimmer stehenden Instrumente und phantasirte eine Zeit lang; aber sein Spiel war dann so zart, so hingehaucht, daß die ringsumher herrschende Stille und das feine Gehör der Leidenden nöthig waren, um es zu vernehmen.

Auch heute war dies der Fall, als plötzlich vom Bette der Kranken her der Schmerzensruf erschallte:

„Die Wolke! die Wolke!"

Entsetzt sprang Beethoven auf und eilte zu Eugenien. Auch Babette war herbeigesprungen: Da lag die Comtesse, die Hände abwehrend vor sich

hingestreckt, die Augen starr blickend und augenscheinlich von einer furchtbaren Angst gequält.

„Die Wolke! die schwarze Wolke!" — rief sie jetzt und dicke Tropfen kalten Schweißes traten auf ihre hohe weiße Stirne. — „Sie erdrückt mich und Dich, Dich, Meister! — — Dir droht Unglück — — hüte Dich! hüte Dich!" — Mehr vermochte sie nicht hervorzustoßen. Die Arme sanken erschlafft, die Augen fielen matt zu. Eugenie winkte Beethoven und Babetten, sich zu entfernen.

Als Beethoven aus dem Palais Browne in trüben Gedanken verloren heraustrat, fuhr er plötzlich entsetzt zurück. Ein Mann in seinem Alter, mit blonden Haaren war an ihm vorübergegangen. War es Täuschung, war es Wahrheit? Die Züge schienen ihm nur zu bekannt; die Erinnerung an ihren Träger aber durchzuckte ihn wie ein dreischneidiges Schwert.

Dennoch blieb es vor der Hand bei diesem einmaligen Begegnen; Ludwigs weitere Nachforschungen führten zu keinem Ergebniß. Zu desto schöneren Resultaten aber führte sein großes, gewaltiges Streben auf der begonnenen Bahn.

Wer etwas Großes in der Welt leisten will, der muß sich nur nicht vor dem Namen eines Schwärmers, Enthusiasten oder Phantasten fürchten, der gewöhnlich mehr Diejenigen entehrt, die ihn ertheilen, als den, dem er von kleinen Seelen beigelegt wird. Auch

Leonidas war ein Enthusiast, und Lykurg und Solon, und Christus und Huß und Luther und Friedrich der zweite, und Schiller und Göthe und tausend andere Männer, die das Salz der Erde waren.

Kalte Herzen und trockene Köpfe mögen als Zahlmeister, Lieferanten, Marschkommissäre und Quartiermeister dienen, zum Führer in der Schlacht und zu jedem großartigen Unternehmen wird etwas Anderes erfordert. Dies Andere aber ist die seltene und wunderbare Vereinigung von Kalt und Heiß; des kühlen Urtheils und der glühenden Einbildungskraft; des unbeugsamen Willens und der innigsten Hingabe; des Vertrauens und Mißtrauens, des Glaubens und Zweifels; und mit allem dem muß sich ein reiches Gemüth vermählen, das alle diese Eigenschaften zusammenhält, sie durchdringt, und — wenn man so sagen darf — im Flusse erhält.

Die Gluth des Enthusiasmus allein macht freilich den großen Mann noch nicht, so wenig als die flammende Lohe des Hochofens aus lockerem Kalkstein ein edles Metall schmilzt; aber ohne sie kommt auch aus dem reichhaltigsten Gestein das edle Metall nicht an den Tag.

Daß Beethoven ein solcher Mann war, bewies er um jene Zeit mehr denn je. Sanft wie ein Kind, mit einer Hingebung, so wahr und warm, wie die des edelsten Mutterherzens, blieb er in den Stunden,

die er an dem Bette Eugenien's zubrachte, und diese Stunden und dies geheimnißvollwunderbare Seelenleben zwischen ihm und dem holden Kinde, machten jetzt in der That und im Stillen sein Glück aus. Er gewöhnte sich mit dem Andauern des Leidens so sehr an diese Stunden und die Leidende selbst, daß er nicht mehr ohne beide sein konnte und gerade hier oft die höchsten und schönsten Ideen fand.

So kam es, daß ihm aus diesem — gewiß einzig dastehenden Umgange — nach gerade eine stille Freudigkeit erwuchs, die wiederum in einem gesteigerten Streben die herrlichsten Früchte trug. Beethoven's Wesen gewann hier unendlich an Innerlichkeit und Tiefe, sein Streben an Weihe und Heiligkeit.

Wie ein prachtvoller, hellfunkelnder Stern leuchtete und strahlte er jetzt in der musikalischen Welt Wiens. Die Circle des Fürsten Lichnowsky waren es dabei, in welchen fast alle Werke Beethoven's, die in jener Zeit entstanden, zuerst versucht und dann in größeren Kreisen auch ausgeführt wurden. Aber Beethoven trug auch dem gebildeten Geschmack des Fürsten, so wie dessen gediegenen musikalischen Kenntnissen so sehr Rechnung, daß er sich in Hinsicht auf Aenderungen oder Verbesserungen, bei seinen Compositionen, dieses oder jenes willig von ihm sagen und rathen ließ. Eine Nachgiebigkeit, die er — außer

bei dem alten Papa — sonst Niemand so leicht zugestand*).

Aber welche Abende und musikalische Genüsse waren dies auch bei Lichnowsky und van Swieten. Das schon erwähnte herrliche Quartett: Schuppanzigh, erste Violine, — Sina, zweite Violine, — und Kraft abwechselnd mit Linke, Violoncelle — das späterhin unter dem allgemeinen Namen das „Rasumowsky'sche Quartett" die ausgebreitetste und wohlverdienteste Berühmtheit erlangte — dieses, in gleicher Art nie wieder entstehende, Quartett verherrlichte ja jene Abende und diesen vier echten Kunstseelen hauchte Beethoven nach und nach seinen erhabenen Geist ein**). Sie waren mit dem Meister eine Seele und seine echten Schüler und Jünger.

Wie man den Finger auf das Instrument setzt, wie man schwere Gänge darauf machen lernt, das können wohl Tausende lehren, ohne auch nur einen einzigen Geistesfunken hinzuzuthun. Nicht aber die Handhabung der Technik, sondern der Geist allein ist die Wahrheit, das innere Leben und Sein jeglicher Kunst. Und dieser Geist erstartte hier in jenen vier Kunstseelen, — erstarkte in Beethoven selbst; ja er erhob sich in jenem Quartett-

*) Schindler: S. 38.

**) Schindler: S. 39. Marx: L. v. B. I. Thl. S. 38.

Bunde nach und nach zur vollsten, schönsten Erkenntniß und erhielt sich sogar in demselben bis nach des Meisters Tod*).

Aber auch als Menschen und Freunde standen diese vier Männer zusammen; Beethoven war auch hierin ihr Ideal; nicht seiner äußeren Rauheit nach, wohl aber in Betracht seiner unantastbaren Seelenreinheit und seines echt deutschen biederen Charakters.

So kam es, daß diese Männer eine Art musikalisch-ästhetischen Bund schlossen, der darauf hinausging: mit Kraft und Erfolg nicht nur ihre Kunst, sondern alle Mittel zu entwickeln, welche ihnen die Vorsehung verliehen, um sich den Menschen nützlich zu machen.

Beethoven selbst hatte die einfachen Statuten entworfen, die einen tiefen Blick in sein Inneres gewährten und Früchte seines stillen Gedankenlebens mit Comtesse Eugenie waren. Sie lauteten ganz einfach:

§. 1.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und was du nicht willst, das man dir thue, das thue auch Andern nicht.

---

*) Schindler: S. 40. Dieser Quartett-Verein, für dessen musikalisch-reine Sitten Beethoven nie aufhörte Sorge zu tragen, galt lange mit Recht für die einzig wahre Schule, die Quartett-Musik Beethoven's — diese neue Welt voll erhabener Bilder und Offenbarungen — kennen zu lernen.

§. 2.

Benutze die hohe Bedeutung deiner Kunst, um diese aus heiliger, reiner Liebe zu üben, dich und Andere zu veredlen und das Feuer einer hohen Begeisterung für das ewig Schöne und Große in den Herzen Aller zu entzünden.

§. 3.

Verzeihe, als Mensch, selbst deinem Feinde und vergelte ihm nur durch Wohlthun. Diese großmüthige Aufopferung wird dir die herrlichsten und reinsten Freuden gewähren. Erinnere dich daher immer, daß dieses der schönste Sieg ist, den die Vernunft über den Naturtrieb erhalten kann, und daß der edle Mensch Beleidigungen aber nie Wohlthaten vergißt.

§. 4.

Widmest du dich so dem Wohle Anderer, so vergiß dabei nicht deine eigene Vervollkommnung. Oft blicke in dein Herz, um dessen geheimsten Falten zu ergründen. Selbsterkenntniß ist die Grundlage nicht nur aller Weisheit, sondern auch alles Wohlergehens.

§. 5.

Reine und strenge Sitten seien stets deine Begleiter. Dein Herz sei lauter, gerade, wahr und bescheiden, wie das Herz eines Kindes. Der Stolz ist der gefährlichste Feind des Menschen, er umstrickt ihn mit allzugroßem trügerischem Vertrauen auf die eigenen Kräfte.

§. 6.

Siehe nicht zurück von wo du ausgegangen bist, es würde deinen Lauf verzögern; sondern blicke auf das Ziel, welches du erreichen sollst und willst; die kurze Zeit deines Lebens läßt dir ohnehin kaum Hoffnung, es zu erreichen. Entziehe dabei deiner Eigenliebe die gefährliche Nahrung, dich mit Jenen zu vergleichen, welche hinter dir sind; dich sporne vielmehr die glühendste Nacheiferung, wenn du vollkommene Muster vor dir siehst. — —

Wie herrlich zeigte sich hier Beethoven's Gemüth. Sind diese einfachen Lebensregeln nicht das Spiegelbild einer großen, edlen, erhabenen Seele? Und sie wurden auch dafür von den Freunden erkannt und, schon aus Verehrung für den großen Meister, geübt.

So war es denn im Vereine mit diesen vier echten Kunstgenossen, daß Beethoven als Meister und als Künstler das Höchste und Schönste anstrebte. So war es gerade durch diese Vereinigung und die still verborgene Triebfeder, die aus dem wunderbaren Seelenleben mit Eugenien in sein Leben hineingriff, daß sein Genius sich im stolzesten und kühnsten Flügelschlage hob.

Haydn und Mozart hatten die Epoche des freien Styles herbei geführt; ein neuer Genius des freien Geistes war jetzt in Beethoven aufgetreten.

Gleichstarkes und nach allen Seiten sich erstreckendes innerliches Fühlen sowohl der Anziehung als der Abstoßung zwischen Subject und Object war das Charakteristische des Beethoven'schen Genius.

Es ist das volle Herz in ihm, das dem Leben freudig, kräftig, mit feuriger Liebe, mit Begeisterung für alles Große und Schöne entgegenschlägt und bald diese Stimmungen, bald auch die Wirklichkeit selbst, welche sie hervorgerufen, in Tönen ausspricht, schildert, malt und feiert. Dasselbe Herz hat aber auch schon den feindlichen Zusammenstoß zwischen sich und dem Schicksal schmerzlich genug empfunden und spricht daher auch die Entzweiung des „Ich's" mit sich selbst und der Welt — jedoch immer mit Entschiedenheit und Kraft — aus. Aber trotz Schmerz und momentaner Zerklüftung, kommt es immer wieder auf herrliche Weise zur Versöhnung, zum Triumphe über die Wehmuth, zum reichsten Humor, zur herzensfreudigen Feier des Bruderbundes mit der Menschheit, zur dankbarsten, solennsten Verherrlichung der höheren, die große Weltharmonie aufrecht erhaltenden und jeden Einzelnen beglückenden Ordnung der Dinge.

Und wie setzt dieser großartig-mächtige und vielseitige, ebenso im tiefsten Ernste und lebendigster Ergriffenheit empfundene Gefühlsinhalt die musikalische Phantasie in eine gleich großartige und schwungvolle

Bewegung! Vollere und tiefere Harmonien treten hervor, Tonkräfte und Klangfarben ungekannter Art werden lebendig, die Formen wachsen in die Weite und Breite, Orchester und Klavier werden zu Organen für den vollen Wiederhall des erregten, in seine Stimmungen sich immer tiefer hineinarbeitenden, überall unendlich großfühlenden Gemüthes erhoben. Die ganze Fülle von Tonbewegungen und Toncombinationen, deren die Musik fähig ist, scheint offenbar werden zu wollen.

Und sie wird es! Aber tief eingreifend muß hier erst ein furchtbares Schicksal den edelsten der Menschensöhne bis zur Verzweiflung prüfen. „Die Wolke!“ — „die schwarze Wolke!“ — .... ein kindlich-ahnungsvolles Herz hat sie im Geiste gesehen, und .... dies kindliche Herz hat aufgehört zu schlagen — — — Ludwig van Beethoven steht finster, ernst und schweigend, in den Marmorzügen den Ausdruck eines namenlosen Schmerzes, an dem Grabe Eugenien's. Und .... „die Wolke!“ — „die Wolke!“ tönt es mit Geisterstimmen dumpf und entsetzlich aus der sich schließenden Gruft, wie ein unseliger prophetischer Ruf, und eine eiserne Faust hält über das lorbeerbekränzte Haupt Ludwig van Beethoven's eine schwere, schwere Dornenkrone!

Eugenie schläft süß! ... o Meister! Meister! was wird das Leben Dir noch bringen! — — Dies

kleine, liebe, treue Herz hat Ruhe und Friede gefunden ..... welch' Entsetzliches soll das Deine noch durchkämpfen!

Doch .... wer die Zukunft fürchtet, hat schon das Leben verloren, und wer den Schmerz nicht kennt, hat Seligkeit nie geahnt!



In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle renommirten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Leben des Meeres

von

Dr. Hartwig.

Vierte Auflage, illustrirte Prachtausgabe.

satin. und elegant broch. 4 Rthlr., prachtvoll in Maroquin und Goldschnitt geb. 5 Rthlr.

Die Poesie des Meeres in Bildern zu veranschaulichen; die Phantasie zu wecken und zu bilden; die Erkenntniß interessanter Einzelnheiten zu fördern und Mißverständnissen bei Auffassung des Textes vorzubeugen, waren die Grundsätze, die uns leiteten, als wir das treffliche Buch in einer Prachtausgabe zum Gemeingut der gebildeten Welt gestalten wollten. Die Stimmen der Kritik, welche das längst beliebte Werk in seiner neuen Gestalt bisher begrüßt haben, kommen alle darin überein, daß wir etwas Schönes, Zweckentsprechendes damit geliefert haben. — Wir führen nur noch an, daß wir das Buch mit 20 größeren Holzschnitten in Irisdruck, die auf künstlerischen Werth Anspruch machen, ausgestattet haben; 300 kleinere Holzschnitte sind in den Text eingedruckt und außerdem zwei Karten über Meeresströmungen und Flutwellen beigegeben. Wir haben Alles gethan, das anregende und bildende Buch den höchsten Anforderungen gegenüber zu einem unentbehrlichen Schatze für jede Familien Bibliothek zu machen, und empfehlen es für Haus und Schule, und ganz besonders für den **Weihnachtstisch** als ein ebenso glänzendes, wie sinniges Geschenk.

Wir haben, um auch den Käufern des brochirten Buches einen geschmackvollen Einband zu ermöglichen, Einbanddecken in reichem Goldpressendruck auf rothe englische Leinwand anfertigen lassen, und es können solche Einbanddecken von jeder Buchhandlung für 15 Sgr. bezogen werden.

Frankfurt a. M., im November 1858.

Meidinger Sohn u. Comp.



